

Hefte für Büchereiwesen

Mitteilungen

der Deutschen Zentralstelle für volkstümliches Büchereiwesen

Besorgt von Walter Hofmann

Österreichischer Bundesverlag, Wien

10. Band

Heft 1/2

Vorbemerkung zum neuen Jahrgang der Hefte

Der neue Band unserer Zeitschrift, den wir mit der vorliegenden Nummer eröffnen, wird von den vorhergehenden insofern abweichen, als die Einteilung in die Abteilungen A und B aufgegeben wird. Zwar soll im großen und ganzen daran festgehalten werden, die einzelne Nummer vorwiegend entweder den Bücherbesprechungen oder aber den berufskundlichen Erörterungen und bücherpolitischen Mitteilungen zu widmen; nur auf diese Weise ist es möglich, der einzelnen Nummer eine gewisse innere Durchbildung zu geben. Der Verzicht auf die äußerlich betonte Einteilung in A- und B-Hefte wird aber erlauben, dringende berufskundliche oder bücherpolitische Mitteilungen auch in die Besprechungsnummern aufzunehmen, umgekehrt aber auch Bücherlisten, Auschnitte aus Sachverzeichnis, in unmittelbarer Verbindung mit den theoretischen Ausführungen über die Sachverzeichnisse zu bringen.

Bei den Bücherbesprechungen gehen wir immer mehr dazu über, an Stelle der kurzen schlagwortartigen Charakteristiken — wie sie für den praktischen Handgebrauch im Buchkartentasten erwünscht sind — umfassendere Auseinandersetzungen zu bringen. Wir sind uns bewußt, damit unseren Berufsgenossen, besonders den nebenamtlich tätigen, eine gewisse Belastung zuzumuten. Aber nur wenn der Volksbibliothekar immer wieder zu ernster Auseinandersetzung mit dem Schrifttum und den in ihm zum Ausdruck kommenden Kräften veranlaßt wird, wird er wahrhaft im Sinne deutscher Schrifttumspflege und echter Menschen- und Selbstesbildung wirken können. Und da an diesem Punkte der nebenamtliche Volksbibliothekar in gleicher Front steht — oder wenigstens stehen sollte — wie der hauptamtliche, verzichten wir ganz bewußt darauf, etwa so etwas wie eine „verkürzte Volksausgabe“ unserer Zeitschrift für den nebenamtlichen Volksbibliothekar zu schaffen. Ja, wir können uns denken, daß mancher Lehrer, mancher Pfarrer, mancher Gewerkschaftsbeamte, der Volksbibliothekar im Nebenamte ist, es dankbar begrüßen wird, durch die Art unseres Besprechungswezens in einer Verbindung

mit geistigem Leben zu bleiben, die ihm — besonders in der kleinen Stadt oder auf dem Dorfe — sonst so leicht verloren geht.

Aus den eben angestellten Erwägungen heraus vermeiden wir es fernerhin auch ganz bewußt, den einzelnen Buchbesprechungen schematische Verwendungswinkel anzuhängen: für kleine Büchereien, für „einfache“ Leser usw. Die Würdigungen der Bücher sollen möglichst so sein, daß der aufmerksame Volksbibliothekar selbst sich ein Urteil bilden kann, ob er innerhalb seiner Leserschaft auf Teilnahme an dem betreffenden Buche wird rechnen können. Etwas anderes ist die Herausarbeitung der verschiedenen in dem einzelnen Buche wirksamen Faktoren, die für bestimmte Leserbedürfnisse, für verschiedene Ausgangspunkte der Lektüre von Bedeutung sein können. In dieser Hinsicht werden unsere Besprechungen sogar noch eine weitere planmäßige Durchbildung vertragen können.

Hinweisen möchten wir noch darauf, daß die Bildung der Abteilungen in den Besprechungsnummern nicht nach einem starren Schema erfolgt, sondern von Fall zu Fall durch das jeweils vorliegende Besprechungsmaterial bestimmt wird. Auch die Reihenfolge der so gebildeten Abteilungen verfolgt keine systematischen Absichten, vielmehr ist angestrebt, die in der Praxis der Bücherei besonders wichtigen Büchergruppen im ersten Teile der Hefte nacheinander aufzuführen, hingegen die Abteilungen, die sich — im ganzen genommen — mehr an eine intellektualisierte Leserschaft wenden, in der zweiten Hälfte der Hefte unterzubringen. So wird in der Regel die erste Abteilung auch die sein, die vorwiegend das für die kleine Volksbibliothek wichtigere Material enthält.

Mögen die „Hefte für Büchereireisen“ auch in ihrem neuen Band und in ihrer weiteren Durchgestaltung ihre Stellung als verbreitetste deutsche Bücherzeitschrift beibehalten.

Die Schriftleitung.



Bücherberichte

(Die Bemerkung „Eingestellt“ oder „Nicht eingestellt“ am Schlusse einer jeden Besprechung bezieht sich auf die Anschaffungsentscheidung der Städtischen Bücherhallen zu Leipzig.)

Schöne Literatur

1. Erzählende Schriften

Jack London, Abenteuer des Schienenstrangs. Trampfahrten durch Nordamerika. Berlin (1924), Ehlendorfscher Verlag. 269 Seiten. Preis 4.— M.

Jack London, Südzeegezeiten. Ebenda. 265 Seiten. Preis 4.— M.

Jack London, In den Wäldern des Nordens. Aus der Goldgräberzeit in Alaska. Ebenda. 268 Seiten. Preis 4.— M.

Aus den Berichten der Buchhändler über das letzte Weihnachtsgeschäft geht hervor, daß der vor einigen Jahren verstorbene amerikanische Schriftsteller Jack London, der ehemalige Landstreicher, der glühende Sozialist — also eine dem bürgerlichen Publikum sich nicht von vornherein empfehlende Persönlichkeit — zur Zeit einer der am meisten gelauteten Autoren ist. Diese Erscheinung ist in mehr als einer Beziehung bemerkenswert. Einmal beweist sie wieder, welche Bedeutung für die Verbreitung eines fremdsprachigen Autors die Beschaffenheit der Übersetzung hat. Von Jack Londons Büchern haben mehrere schon seit längerer Zeit in deutscher Sprache vorgelegen — ich erinnere an den Ruf der Wildnis, der in Wührles Verlag erschien und von uns eingestellt wurde —, aber er hatte in Deutschland noch lange nicht das große Publikum wie z. B. in den skandinavischen Ländern. Erst seitdem eine auf eine lange Reihe von Bänden berechnete Gesamtausgabe im Ehlendorfschen Verlag — also bezeichnenderweise in einem Verlag, der von Dänemark ausgeht — zu erscheinen begonnen hat — erst von dieser Zeit an dringt Jack London in alle Kreise des lesenden Publikums ein. Man versteht das, wenn man die Übersetzung des Rufs der Wildnis mit der etwa der Abenteuer des Schienenstrangs vergleicht. London hat offenbar endlich in Erwin Magnus den Übersetzer gefunden, der Organ für seine besondere Sprache hat und seinen Tonfall trifft. Es wiederholt sich hier dieselbe Erscheinung wie bei Jonas Lie, dessen Roman Russland jahrelang in jämmerlicher deutscher Übersetzung unbeachtet blieb und plötzlich seine Leser fand, als er in lesbarem Deutsch vorgelegt wurde.

Es ist aber noch ein anderes Moment zu beachten. Die deutsche Gesamtausgabe Jack Londons beginnt in einer Zeit zu erscheinen, in der ein Schriftsteller seiner Art besonders willkommen ist. Unsere heutige deutsche erzählende Literatur trauert daran, daß sie, soweit sie künstlerisch ernst zu nehmen ist, wohl sehr kultiviert ist, aber die Realitäten des Gegenwartsebens entweder nicht selbständig zu bewältigen versteht oder dieser Aufgabe aus dem Wege geht. Unsere Zeittomanthiker leben wohl in guter literarischer Tradition, aber in der Regel fehlt ihnen offenbar die Tatsachenerkenntnis, die ihrer Darstellung sichern Boden geben könnte; ein Beispiel dafür ist Jakob Wassermann, der genug gelesen hat und gedankliche und sprachliche Gewandtheit genug besitzt, um auch Gegenwartstoffe erlebigen zu können, aber nicht Volks- und Lebenstendenzen genug, um es selbständig tun zu können und zu müssen. Es ist kein Wunder, daß in dieser Zeit der geschwätigen kultivierten Schriftsteller, Dichter wie Balzac und Zola, die durch die Kraft ihres Sehens und Schauens imponierten, in Deutschland mehr gelesen werden denn je. Und diese Zeit muß auch besonders empfänglich sein für einen Dichter,

der sich so wie Jack London mit den Realitäten des Lebens herumgeschlagen hat, und auch wenn er sich in abenteuerlichen Erfindungen ergeht, nie vergessen läßt, daß er mit beiden Beinen auf dem Erdboden und im Leben seines Landes steht.

Ich glaube, namentlich dem ersten Bande der deutschen Gesamtausgabe, den Abenteuren des Schienenstrangs, wird bald die ganze Liebe unserer heutigen — bürgerlichen wie proletarischen — Jugend gehören. Er enthält Landstreichergeschichten, die so unromantisch und unsentimental wie nur möglich sind. Wir kennen aus der Literatur jenen Landstreicher, der im Grunde ein zarter Dichter ist, und auch jenen, der ein Philosoph ist und sein Dasein aus dem Elend der menschlichen Gesellschaft begründet. Jack London verbittet es sich ausdrücklich, daß man seine Landsträßen- und Schienenstrangabenteuer in ähnlichem Lichte sieht. Er hat eben seinem Gang zum Umherstreifen nachgegeben, wollte nichts, und da er diesem Drang nicht widerstehen konnte, so mußte er eben sehen, wie er ihn gründlich befriedigen konnte. Er mußte die Technik des Landstreichens lernen, er mußte lernen, wie man auf rollende Eisenbahnwagen springt und wie man mit dem Zugpersonal fertig wird, das den blinden Passagier schmelzen möchte, er mußte mit der Polizei umgehen lernen, er mußte lernen, daß man die Angebettesten individuell zu behandeln hat, um Erfolge zu erzielen, und er mußte die Sitten und Gewohnheiten seiner Wandergenossen kennen und respektieren lernen. Was man unternimmt, das muß man ordentlich tun, auch das Stromern; jeder Versuch hat seine Technik, die man beherrschen muß. Das ist die Art des lebenskräftigen Menschen, der den Kampf mit den Realitäten der Gegenwart aufnimmt; er nimmt ihn mit Kühnheit und zugleich starker Leidenschaft auf und erzählt später davon als Sachverständiger, als einer, der der Sache auf den Grund gesehen hat.

Jack London ist ja dann bei dieser Lebensfassung nicht stehen geblieben. Er ist zu der Erkenntnis gekommen, daß er in Gefahr geriet, ins Lumpenproletariat herabzusinken und zu verkommen, er hat im Gefängnis über Braufamkeit und Ungerechtigkeit der Gesellschaft nachdenken gelernt. Und er ist Sozialist geworden. Aber er ist das aus intensivem Erleben heraus geworden; mit den sozialistischen Theorien hat er sich erst befaßt, als er schon Sozialist war. Und das bestimmt wieder die Art seiner sozialen Kritik, wie spätere Bände der Gesamtausgabe zeigen werden.

Der zweite und der dritte Band, Süßseegeschichten und In den Wäldern des Nordens, vertreten auch Erfahrungen, die er in seinem abenteuerlichen Leben gesammelt hat, in seiner Goldgräberzeit im Norden Amerikas und auf seinen Seefahrten. Sie haben ihn über das Verhalten des „unvermeidlichen weisen Mannes“ nachdenken gelehrt, der mit Bibel, Flinte und Schnaps überall da auftaucht, wo es etwas zu verdienen gibt, und in seinem Kaschenschnitz das Leben der Eingebornen verständnislos knechtet und vernichtet. Diese Erfahrung und die tiefe, leidenschaftliche Empörung über diesen unauffaltbaren Vernichtungskampf stehen hinter allem, was in diesen beiden Bänden steht, mögen es nun Abenteuerergeschichten sein oder Ausschnitte aus dem Leben primitiver Völker, Wirklichkeitsbilder oder phantastische Erfindungen. Es sind offenbar zum größten Teil zunächst für Zeitungen geschriebene, sehr bunte, sehr unterhaltende, aber in ihrer Tendenz sehr ernste Geschichten, alle wieder aufgebaut auf aus dem Erleben gezogenen Tatsachenkenntnissen, und alle ohne Gefühlschwelgerei geschrieben, auch wenn etwa das rührendste Freundschaftsverhältnis zwischen einem Weißen und einem Farbigen geschildert wird. Es erzählt immer einer, der sich den Wind hat um die Ohren wehen lassen und lieber etwas dorb ist und Grimassen schneiden, als daß er sich anmerken läßt, daß ihm das Herz bedr.

Eingestellt.

Morgenstern.

Ola! Alsagsson, Die Einöde. Übersetzt von Erwin Magnus. Buchschmuck von Erik Richter. Berlin SW 68 o. J., August Scherl, S. m. b. H. 171 Seiten. Preis geb. 4.— M.

— Tiere der Einsamkeit. Aus dem Norwegischen übertragen von Erwin Magnus. Berlin SW 68 o. J., August Scherl, S. m. b. H. 161 Seiten. Preis geb. 4.— M.

Alle drei bisher übersetzten Bücher des bedeutenden norwegischen Dichters Alsagsson sind Bücher der Erinnerung. Die große Zeit des viel umhergetriebenen

Verfasser sind die Jahre gewesen, die er als Schafhirt in den Steppen und dem Hochland von Wyoming verbrachte, „weil die Natur dort stolz und lodend und das Leben neu und friedlich war“. Die Erinnerung an die Landschaft, die er dort im Wechsel der Jahreszeiten erlebte, und an die Tiere, deren Leben er belauschen konnte, reist immer wieder sein angeborenes Erzählertalent.

Und zwar erzählt er einmal von sich und seinem Erleben der Natur, wie er das in dem Buche *Die Einsäbe* tut. Aber er erzählt dann nie von sich allein, sondern zugleich von seinen treuen Besitzern, den Hunden und auch von seinen Pferden, nur ganz wenig von dem paar Menschen, mit denen er gelegentlich zu tun hat. Die drei Geschichten des Einbandes berichten also nicht nur von dem Lodenden und Furchtbaren der Steppennatur im Winter und der Geblirgsnatur im Sommer, sondern sind zugleich Hundegeschichten, Hundelebensbilder, in denen Altagsson seine Meisterschaft bewährt, Tierindividualitäten scharf zu erfassen.

Dann aber, wie in den Tieren der Einsamkeit, erhebt sich Altagsson, unter Ausschaltung seines persönlichen Erlebens, zum reinen Tierdichter. Und dann reizen ihn besonders Tierindividualitäten, deren Leben zwiespältig ist, da sie aus der Gefangenschaft in die Freiheit gelangen, oder da sie Mischlinge sind. In den Tieren der Einsamkeit erzählt er von dem vom Menschen gehegten Kaninchen, das in die Steppe flieht und ein neues Leben mit wilden Artgenossen führt, bis es Beute des Adlers wird; er berichtet von einem Mischling von Windhund und Coyotenweibchen, in dem väterliches und mütterliches Erbe selbstsam nachwirkt; er läßt uns die Geschichte einer Maultierkute miterleben, die, von der Natur um das Glück der Mutterschaft betrogen, sich einem Pferdehügel anschließt und ihre ganze schlummernde Mutterliebe einem hilflosen Füllen zuwendet.

In solchen Geschichten von Tieren mit zwiespältigen Instinkten beweist Altagsson seine ganze Meisterschaft; hier zeigt er den Spürsinn des Tierpsychologen und zugleich dessen Mißhalten, indem er der naheliegenden Gefahr entgeht, seine Geschöpfe zu vermenschlichen; hier hat er zurzeit keinen Rivalen, weder in der deutschen noch in den nordischen Literaturen.

Eingeheftet.

Morgenstern.

Oskar Wünsch, Merkwürdige Tiergeschichten. Berlin 1924, Carl Flemming und E. F. Wistoft U. S. 55 Seiten. Preis — 85 M.

Durch den Titel! Merkwürdige Tiergeschichten soll man sich nicht irremachen lassen. Das Buch gibt Schilderungen aus dem Leben bekannter einheimischer Tiere und Pflanzen, erzählt von Buntspecht und Kreuzschnabel, von Nagelratte und Kreuzotter, von Hamster und Miesel, Warber und Elchhirschen, vom Stieglitz und von Tieren in der Dachrinne. Es erzählt nicht Tierlebenstüfe, sondern von einzelnen Beobachtungen, die in der Regel Kinder in der Gesellschaft Erwachsener machen. Die kleinen Geschichten sind von einem Lehrer geschrieben und werden wohl bald in Schullesebüchern zu finden sein. Aber sie werden auch Erwachsenen gefallen, namentlich solchen, die mit ihren Kindern in die Natur hinausgehen, um mit ihnen das Leben von Pflanzen und Tieren zu beobachten. Die kleinen einfachen Schilderungen können als Vorbereitung auf die größeren wirklichen Tiergeschichten von Arno Marg aufgefaßt und verwendet werden.

Eingeheftet.

Morgenstern.

*

Gerhart Hauptmann, Die Insel der großen Mutter oder das Wunder von Ile des Dames. Eine Geschichte aus dem utopischen Archipelag us. Berlin 1924, S. Fischer. 373 Seiten. Preis 4.50 M.

Werte eines anerkannten Dichters vom Range Gerhart Hauptmanns ist man im allgemeinen geneigt, in größeren Bühnenstücken einzusetzen, auch wenn man sie für minder gelungen hält. So haben wir die letzten Dramen Hauptmanns trotz aller Bedenken nicht zurückgewiesen, da noch Entwicklungsmöglichkeiten vorzuliegen schienen. Anders sind wir mit Hauptmanns letztem epischen Schaffen verfahren. Wir haben noch das Jüßil Anna trotz seiner holzigen, Verse eingeheftet, aber den Roman *Das Phantom*, der sich den üblichen Feuilletonromanen bedenklich

nähert, haben wir stillschweigend zurückgelassen, und den neuesten utopischen Roman, der mit größeren Ansprüchen auftritt, lehnen wir gleichfalls ab. Es mag offen herausgesagt werden, daß dieser Roman einigermassen peinlich wirkt. Der Roman beginnt als ein leichtes Phantasiespiel. Ein großer Ozeandampfer ist im Stillen Ozean untergegangen. Eine Anzahl Damen verschiedener Art und Nationalität retten sich auf eine unbewohnte paradiesische Insel. Nachdem sie ihre Fassung wiedererwonnen haben, ordnen sie ihr Leben, so gut es geht, und es geht gut, da die Lebensbedingungen außerordentlich günstig sind. Der Frauenstaat gebietet unter der Führung einer nüchternen älteren Münchner Malerin. Die Frage ist nur, wie der Staat Bestand haben soll, wenn das Abenteuer etwa lange Jahre andauert. Da fällt sich eine nicht ganz zurechnungsfähige Dame drei Jahre nach der Landung plötzlich Rutter und erzählt eine Geschichte von der Begegnung mit einem Gott. Die Erklärung, an die sie selber glaubt, wird von den leitenden Frauen offiziell angenommen. Sie denken sich zwar, daß der feinerzeit mit den Frauen getretete Knabe, der inzwischen fünfzehn Jahre alt geworden ist, in der Phantasie der glücklichen Rutter zum Gott avanciert ist, sie verzichten aber um so lieber auf genauere Untersuchung, als bald das Wunder der jungfräulichen Geburt sich öfter wiederholt. Ja, man geht nun weiter. Der göttliche Erzeuger, von dem die erste Begegnung erzählt hat, wird vom Staats wegen anerkannt, da auf diese Weise peinliche Erörterungen vermieden werden und der Bestand des Frauenstaats gesichert scheint. Und so erklärt der Dichter das Entstehen des Mythos von der jungfräulichen Geburt auf sehr natürliche Weise! Es ist alles so einfach!

Es ist aber freilich auch reichlich peinlich! Zwar das Allerschlimmste vermeidet der Dichter; er entledigt sich seiner Aufgabe sogar mit einer gewissen Eleganz. Er schließt geschickt den talentvollen Vaterjüngling in den Hintergrund und lenkt das Interesse der Leser nachdrücklich auf die Frauen und ihren Staat. Aber er kann doch nicht verhindern, daß der Leser hinter die Kulissen guckt und die Mythoserklärung, die dem mit großem Behagen geführten Spiel zugrunde liegt, bedauerlich plump und wohlfeil findet, dem großen Aufwand an Farben und Neben nicht entsprechend. Zu einem lustigen, leichtem, auch stimmungsvollen Spiel würde das Thema, das Hauptmann aufgegriffen hat, wohl reichen. Wenn er es aber mit Satire, Ironie und tieferer Bedeutung belastet will, reicht seine Kraft nicht aus, und der Widerspruch zwischen Wollen und gebanktem Vermögen wirkt auf den Leser, je nach seiner Art, verstimmend oder beleidigend.

Es ist peinlich zu vergleichen, wie jung, frisch, geistfrühend, gestaltungsfräftig der siebzehnjährige Ire Chamo in seinem letzten Werk erscheint, wie zugleich anspruchsvoll und verstimmend platt auf der anderen Seite in seinem präzisesten Phantasiespiel der rund zehn Jahre jüngere Deutsche Hauptmann!

Nicht eingestellt

Morgenstern.

Romain Rolland, Peter und Lu. Eine Erzählung. (Einzig berechtigte Übertragung von Paul Mann. 1. bis 8. Tausend.) München 1921, Kurt Wolff. 182 Seiten. Preis 3,50 M.

Paris, Ende Januar bis Ende März 1918. Die Zeit der größten Kriegsmüdigkeit, des drohenden Zusammenbruchs der Verbunden in Erwartung und während der letzten großen deutschen Offensive. Wird sich der Abgrund auftun, die Welt zu verschlingen? Die Menschen treiben dahin, wie willenlos vom harten Griff des Schicksals gepackt. In dieser Zeit der Dämmerung finden sich in der Untergrundbahn bei Fillegeralarm zwei Hände, bald zwei Herzen. Der achtzehnjährige Bürgersohn Peter, der binnen kurzem einrücken soll, und die etwa gleichaltrige Lu, die kunstblutleerende Tochter einer Lehrerswitwe, die in einer Munitionsfabrik arbeitet, sind zwei Einsame in dieser wirren, irren Welt, zwei verlassen Kinder, die ihre Liebe wachsen fühlen im Schatten der sicheren Erwartung, daß das Verderben sie bald dahintraffen wird. Die Erwartung der Katastrophe, die andere wildem Genuß jutzreibt, hält das Liebesleben der beiden reingestimmten Kinder in den Grenzen eines Großstadtidylls. Als aber die kirchenfernen jungen Menschen, wie um ihrer ersehnten Vereinigung die Weihe zu geben, am Karfreitag eine Kirchenmusik besuchen und ihre Seelen ineinander übergehen, stürzt die Kirche, von einer Bombe getroffen,

zusammen, und beide werden von der Wucht eines niederbrechenden Pfeilers erschmettert.

Während Rolland in seinem von uns nicht eingestellten Kriegseroman *Clérambault*, der die Schicksale eines aus Kriegsbegeisterung zu Kriegsgegnerschaft sich entwickelnden Schriftstellers schildert, in der Diskussion stehengeblieben ist, hat er in *Peter und Luise* ein kleines leuchtendes Kunstwerk geschaffen, das sich beschränkt hat. Hier tritt der Kritiker und Agitator ganz zurück, und der mitfühlende reine Mensch führt das Wort, der die Kraft hat, auf düsterem Hintergrund ein erhebenscheiteres Jöhl zu malen. Daß die Erzählung als ein Dokument der Anfang 1918 in Frankreich herrschenden Stimmung gelten kann, wirkt nebenfächlich gegenüber dem Jauber, der von dem einfachen Liebesidyll ausgeht.

Eingestellt.

Morgenstern.

Sue de Maupassant, Peter und Hans. Berechtigte deutsche Übersetzung von Erik-Ernst Schwabach. München 1924, Kurt Wolff. 193 Seiten. Preis 2.— M.

Von Maupassants sechs Romanen besitzen wir bisher nur einen, den zwei Jahre vor dem geistigen Zusammenbruch erschienenen: *Stark wie der Tod*, der sehr subjektiv, ein Selbstenkroman ist, insofern er Erfahrungen gestaltet, die der berühmte gewordene gefeierte Dichter in der großstädtischen Gesellschaft machte. Dagegen wirkt *Peter und Hans* objektiv. Maupassant zeigt es, eine Familienkatastrophe zu gestalten, die sich in bürgerlichen Kreisen ereignet und nach Möglichkeit vertuscht wird. Ein Ehebruch kommt dadurch ans Licht, daß ein Damsfreund dem jüngeren Sohne eines Rentners sein ganzes Vermögen vermachte, den älteren Sohn aber leer ausgehen läßt. Während der vertrieffene Rentner ahnungslos weiter in den Tag hineinlebt, spürt der unruhige Geist des neid-geplagten älteren Sohnes die Wahrheit auf, öffnet dem jüngeren, weichenherzigen, lebensmüden Bruder brutal die Augen, zwingt die unglückselige Mutter, ihrem jüngsten Sohn die Wahrheit zu gestehen und sich vor ihm zu rechtfertigen. Zu einem öffentlichen Skandal kommt es trotzdem nicht, da der Entdecker der Wahrheit als Schiffarzt in die Ferne geht und die Dahelingebliebenen, von denen der Vater in glücklicher Stumpfheit ungestört weitervegetiert, sich in der Stille mit der Tatsache abfinden. Wenn man so den Verlauf der Handlung erzählt, scheint das Buch die übliche grausame Wirklichkeitsdarstellung des naturalistischen Romans zu sein. Tatsächlich aber ist die Kälte der Darstellung nur scheinbar. Denn Maupassant ist mit tiefstem Mitgefühl den seelischen Regungen nachgegangen, die die überraschende Erbschaft in den einfachen Menschen hervorruft, und hat namentlich in der Schilderung der Mutter nicht nur reise Künstlerschaft, sondern auch freies göttiges Menschentum bewiesen. Dies wird jeder erkennen, der den kleinen Meisterroman achtsam daraufhin liest, wie die von einem Unwetter bedrohten Menschenkinder in Handlungen und Äußerungen allmählich ihr ganzes Seelenleben verraten.

In einem Nachwort hat Maupassant seine Art des Romanbildens gegenüber der streng naturalistischen und psychologisierenden zu rechtfertigen versucht. Dieses Nachwort hat nicht nur literaturgeschichtlichen Wert; es berührt Fragen, die zur Erörterung stehen, solange Romane geschrieben werden.

Eingestellt.

Morgenstern.

Bruno Frank, Tage des Königs. Novellen. Berlin 1925, Ernst Rothsch. 162 Seiten. Preis 3.— M.

Der König ist Friedrich II. von Preußen in der Zeit nach dem siebenjährigen Kriege, als er, verehrt, bewundert, gefürchtet, ein seltsames Leben führt, ungesellig, schmerzhaft, glückgetrümmt, hart gegen sich und seine Umgebung, unermüßlich tätig, aufgeklärt, Fürst und Despot, Menschenhasser, ja Menschenverächter und forgender Landesvater auf seine Art, launisch, ungerecht und Fanatiker der Gerechtigkeit, ein Rätsel schon seinen Zeitgenossen, den Nachkommen nicht minder, die sich oft und zumest damit helfen, ihn zu vergöttern — wie es ja heute noch mehr geschieht als bisher. Frank, einer unserer kultiviertesten Novellisten und Dichter, hält das Bild des alternden und alten Königs in drei Situationen fest, die die Möglichkeit

bieten, die abstoßenden Seiten der Erscheinung rücksichtslos preiszugeben und zugleich die lebendige Kraft des königlichen Wesens aufzuzeigen. Er zeigt ihn im Kampf mit der Beamtenchaft als Despoten, der Recht schaffen will. Er läßt ihn in Gesellschaft des einzigen greissen Freundes das Geheimnis seines Mannestums enthüllen, das die Entwicklung seines Bewußtseins bestimmt, durch das wieder sein politisches Wirken beeinflusst wird. Er zeigt endlich den völlig Vereinsamen, den nur noch die Liebe zu den wortlosen Kreaturen, seinen Dunden, ganz erfüllen kann. Der landläufige Peib der nationalistischen Legende entsteht auf diese Weise nicht. Wohl aber das Herrschergeis, das sich in absonderlichen, rätselhaften Formen und Taten äußert. Es bleibt rätselhaft auch in dieser Darstellung, die, was sicher nicht jedermanns Geschmack ist, auch auf Freud'schen Gedankengängen zum Verständnis vorzudringen versucht. Aber es wirkt stärker, echter in dieser liebevollen Darstellung, die sich läßt zu bleiben demütigt und das Häßliche wie das Starke begreifen will, als in den Freidericus-Lobeshymnen, da hier einer zu Bewunderung gezwungen wird, dem Heldenberehrung nicht leicht fällt, nichts Alltägliche ist. Das Buch, namentlich die zweite Novelle, setzt reife Leser voraus, die psychologische Betrachtungsweise nicht verweigern.

Ungestellt.

Wörgerstr.

Josef Windler, Der tolle Bomberg. Ein westfälischer Schelmenroman. Berlin 1924, Deutsche Verlagsanstalt. 61. — 170. Tausend. 410 Seiten. Preis geb. 6.50 M.

Josef Windler ist wiederholt als eine starke Kraft innerhalb der zeitgenössischen literarischen Produktion bezeichnet worden. Wir selbst haben in unseren Leipziger Bücherhallen Windlers Ocean eingestellt, freilich schon vor Jahren und ohne genaue Prüfung des Wertes, eben auf den Ruf hin, den sein Verfasser auch außerhalb der Literatenkreise genies. Mit einer gewissen Spannung nahm daher der Referent das neue Werk Windlers zur Hand, und der ungewöhnliche Erfolg, den der „tolle Bomberg“ gefunden hatte, erhöhte die Erwartungen. Die Enttäuschung war außerordentlich. Es war dem Referenten nicht möglich, das gar nicht sehr umfangreiche Buch zu Ende zu lesen. Eine Sammlung von Geschmacklosigkeiten, Unfertigkeiten und Ignoranten, die dadurch nicht besser werden, daß Windler an einigen Stellen versucht, die Figur Bombergs — des Urhebers dieser „Schelmenstücke“ — ins Bedeutende zu heben. Es ist bezeichnend, daß aus den Bezirken der „Literatur“ gerade ein solches Buch einen so großen Publikumerfolg erringen konnte. Die volkstümliche Bücherel, die, wenn sie Daseinsberechtigung haben will, ganz andere Kräfte in unserem Volke frei machen und stärken muß, muß den tollen Bomberg ohne jeden Vorbehalt ablehnen. Ob er als westfälisches Heimatbuch eine gewisse Bedeutung hat, dies zu beurteilen muß den westfälischen Volksbibliothekaren selbst überlassen bleiben.

Nicht eingestellt.

Walter Hofmann.

Arno Holz, Der erste Schultag. Berlin 1924, J. F. W. Dieß Nachf. 54 Seiten. Preis geb. 1.40 M.

Im Jahre 1899 erschien in Leipzig bei Carl Reißner ein angeblich aus dem Norwegischen eines Bjørne P. Holmsen übersehtes Buch Papa Daniel, dem die großspürige Vorrede eine vor keiner Konsequenz zurückstehende Energie der Darstellungsweise nachrühmte. Verfasser des Buches waren in Wirklichkeit Arno Holz und Johannes Schlos, die hier drei Proben von „konsequentem Naturalismus“ boten. Das Buch hat literaturgeschichtlichen Wert; Gerhart Hauptmann hat in der Widmung seines ersten Dramas öffentlich erklärt, von ihm wesentliche Anregungen erhalten zu haben, und andere hätten ähnliche Erklärungen abgeben können.

Das mittlere von diesen drei Probestücken ist „Der erste Schultag“, den Holz jetzt wieder hat drucken lassen, also wohl allein verfaßt hat. Lieft man heute die Geschichte, in der einem kleinen ostpreussischen Jungen am ersten Schultag dreimal das Brauen ankommt, so scheint sie einem freilich weniger ein durch ein Temperament gefeiertes Stück Natur zu sein als eine klug berechnete Zusammenfügung von Situationsbildern; die Bilder wirken einzeln lebensecht, freilich auch roh hingeseht, zusammengekoppelt aber aufdringlich konstruiert.

Es scheint mir nicht klug getan, dem ersten Schultag für sich zu veröffentlichen als ein Stück, das heute auf unbefangene Leser wie neu wirken soll. Man möge den ganzen Papa Hamlet als literarisches Dokument neu drucken; oder auch, man mag den Ersten Schultag in einer Gesamtausgabe der Holzschen Werke mit Angabe der Entstehungszeit veröffentlichen. Beides hätte seine Berechtigung und sorgte dafür, daß der Leser sich von vornherein richtig einstellte und die kleine Erzählung als eine Probearbeit im ehemals allerneuesten Stil des konsequenten Naturalismus auffaßte.

Nicht eingestellt.

Morgenstern.

Nikolaus Schwarzkopf, Die Häfner aus dem Erbsened. Rbin a. Rh. v. J., H. Schafflein, 208 Seiten. Preis geb. 4.— M.

Zwei Töchter eines heftigen Dorfes werden um ein einfaches Mädchen. Der eine, der es zunächst gewinnt, wird Opersänger und vergift im Welttrubel seine Liebe. Der andre, der seine Neigung still im Herzen trägt, will zuerst Bildhauer werden, kehrt aber dann, sich beschreibend, als Kunsttöpfer ins Dorf zurück, schafft still für sich, hebt das dem Verfall entgegengehende Handwerk zum Besten der Gemeinde und führt das verlassene Mädchen heim. Diese Geschichte, die in den Grundzügen nicht eben neu ist, wird mit geistvoller Einfachheit nach dem Muster Wilhelm Meisters erzählt, gemacht treuherrig, aber auch reichlich ungeheuerlich und ohne die Reize feinerer Menschenbeobachtung und Gestaltung. Die gute Besinnung hilft unbereinigten Lesern nicht über Unbefugten hinweg, das der mit Bescheidenheit und Natürlichkeit kokettierende Dilettantismus des Verfassers herbeirufen muß.

Nicht eingestellt.

Morgenstern.

★

Artur Bonus, Die Geschichte von den Verbündeten. Ein altisländischer Schwank. München 1924, Kunstwartverlag Georg D. W. Callwey, 79 Seiten. Kunstwartbücherei 16. Bd.) Preis 1.— M.

Die mittelalterliche Erzählliteratur der alten Isländer ist bei uns immer noch nicht nach Gebühr geschätzt — trotz der großen Sammlung Thule, die bei Eugen Diederichs erscheint, oder vielleicht gerade weil diese Sammlung zu umfangreich und unübersichtlich ist und weil die einzelnen Werte nicht für deutsche Leser mit Eile bearbeitet worden sind. Und dabei ist diese einzig dastehende Sagaliteratur — kein einziger germanischer Stamm hat im Mittelalter etwas Ähnliches aufzuweisen — nicht nur geschichtlich und volkstümlich „interessant“, sondern zugleich auf Island wie in Norwegen bis auf den heutigen Tag fortlebende und fortwirkende hochwertige Erzählungskunst. Die Erneuerer der norwegischen Literatur im neunzehnten Jahrhundert haben alle aus dieser Quelle getrunken, und wenn in den letzten Jahren die Norweger in der skandinavischen Erzählliteratur wieder die Führung übernommen haben, so ist das daraus zu erklären, daß die Schaffenden sich enger als je zuvor an die altheimische Literatur angeschlossen, nachdem die norwegische Sprache sich allmählich wieder so selbständig gemacht hat, daß sie nicht mehr als so etwas wie ein dänisches Dialekt angesehen werden kann.

Daß in Deutschland die Sagaliteratur noch wenig bekannt ist, hängt mit ihrer Form und mit ihrem Inhalt zusammen. Das Leben, das geschildert wird, und die Lebensauffassung, die sich äußert, sind uns teilweise fremd und abstoßend, und so kann es kommen, daß jemand, der auf gut Glück einen Band der Sammlung Thule aufschlägt, an eine Erzählung gerät, deren Stoff ihm so fremdbartig ist, daß er zu keinem Genuß kommt. Auf der anderen Seite pflegen die Sagas in einer Weise eingeleitet zu werden, die den modernen Leser abschreckt, mit langen Berichten über die Abstammung der Helden, also mit einer sehr umständlichen Exposition, die schwer zu überwinden ist. Über diese schwerfälligen Einleitungen dürfte schon mancher Leser gekloppt sein.

Es ist daher wichtig, an den Leser zunächst einmal Geschichten heranzubringen, in die er sich rasch hineinliest, und die Stofflich nicht allzu fremdbartig wirken, und auf diese Weise das Interesse für diese ganze, außerordentlich wichtige Literatur

zu werden. Artur Bonus schlägt diesen Weg ein mit der Übersetzung der Geschichte von den Verdünneten, die auch im 10. Band der Sammlung Thule zu finden ist.

Sie ist eine bitterlustige Kriminalgeschichte. Acht isländische Häuptlinge tun sich zusammen, um einen Mann, dessen Reichtum ihre Habgier reizt, zu fällen. Aber der alte Vater ihres Opfers wehrt ihnen die Deute abzuweisen. Er wehrt die Richter zu behandeln, er wehrt zwei von den Verdächtigen zu gewinnen und bringt Spott und Hohn über die ganze Gesellschaft. Und zwar geschieht das, nachdem die Erzählung einmal in Gang gekommen ist, Schlag auf Schlag, hauptsächlich in Form von Rede und Widerrede, mit kaltem sachlichen Hohn und Witz, in einer wirkungsvollen Steigerung, wie man sie selten in dieser Literatur findet. Sind die Sagenzähler im allgemeinen sparsam in der Schilderung von Personen, so dieser besonders, dem es vor allem darauf ankommt, den Rechtsfall in knappen Reden zu entwickeln und die menschliche Erbarmlichkeit an den Pranger zu stellen, zugleich aber die kalte Ruhe des weitläufigen Alters über die Gemeinheit triumphieren zu lassen. Man stellt sich unwillkürlich als Erzähler einen alten Rauner vor, der über bittere Erfahrungen hinweg zu grimmigem Humor gelangt ist.

Die Geschichte scheint wohl geeignet, Leser für die Literaturthule zu gewinnen, die die Sammlung Thule enthält.

Eingestellt.

Morgenstern.

Thule. Altnordische Dichtung und Prosa. Zweite Reihe. 19. Band. Herausgegeben von Fjell Niedner. Die Geschichten von den Orkaben, Dänemark und der Jomsburg. Übertragen von Walter Baetke. Jena 1924, Eugen Diederichs. 461 Seiten. Preis 9.— M.

Dieser neue Band der Sammlung Thule kann in der größeren ersten Hälfte als Ergänzung zur nordwestlichen Königsgeschichte Snorris (Thule, Band 14—16) aufgeführt werden. Die ersten beiden Stücke: Die Geschichte von den Dänenkönigen erzählen von dem Treiben der Jarle und Könige, die um 1000 herum in den Inselstaaten hausten, deren Geschichte mit der nordwestlichen eng verknüpft war, also auf den Orkney- und Shetlands- und den dänischen Inseln. Diesen beiden Geschichten, die im wesentlichen historisch sind, folgt die Geschichte von den Seekriegern auf Jomsburg, die Geschichte von der Kämpfengemeinschaft, die sich an der pommerschen Küste, an der Obermündung bei Wollin festgesetzt hatte. Diese hochberühmte, ganz vom Geiste der Wikingerzeit erfüllte Geschichte ist im wesentlichen nicht als Geschichtsquelle zu werten, ist dafür aber in ihrer Art eine bedeutende dichterische Schöpfung. Die Erzählung von der suchtbaren Entscheidungsschlacht und der Hinzurückung der Jomsburgler ist ein Glanzstück, das, wie der Herausgeber mit Recht bemerkt, „den großartigsten Schöpfungen der altgermanischen Heldendichtung ebenbürtig zur Seite steht“. Besonders diese Wikingergeschichte wird dem biden Bande einen größeren Leserkreis sichern können.

Eingestellt.

Morgenstern.

2. Gedichte und Dramen]

Hermann Lingg, Gedichte. Ausgewählt und eingeleitet von Ernst Lissauer. München 1924, Kunstwartverlag Georg D. W. Callwey. 80 Seiten. (Kunstwartbücherei, 20. Band.) Preis 1.— M.

Was die Eigenart und Bedeutung von Hermann Linggs Schaffen ausmacht, der unter den sogenannten Münchner Dichtern (Geddel, Dehse ufm.) eine Sonderstellung einnimmt, ist schon längst geahnt und ausgesprochen worden: seine „historische Lyrik“, seine Fähigkeit, im lyrischen Gedicht die Stimmung einer Zeit, besonders einer Zeit der Zerrüttung und des Zerfalls, das Schicksal, den Beruf eines Volkes in großen Bildern nachzufühlen und nachzufühlen zu lassen, und seine eigentümlich raunende, geheimnisvolle Naturlyrik, die uns heute nach der Abkehr von Naturalismus und Impressionismus wieder vertrauter klingt. Darüber war schon Dehse nicht im unklaren, der 1905 aus Linggs überreichem,

mit unendlich viel Spreu durchsehten Schaffen eine Auswahl traf. Aber er hielt es noch für nötig, von möglichst allen Arten von Linggs Schaffen Proben zu geben, und verlor so die Wirkung seiner Arbeit; er bot auf 268 Seiten so vieles, was seinen eignen Klang hatte, als Nachklang wirkte, daß die Eigenart des Dichters auch jetzt noch vor der Masse des Gleichgültigen unentdeckt bleiben konnte. Alfauer räumt nun rücksichtslos auf; er hebt in einer geschelten, aber etwas breiten Einleitung die Grundkräfte Linggschen Wesens hervor und bietet dann auf 45 Seiten eine Auswahl, die nur Wesentliches bringt, alles, was der große Lingg so nebenher auch reichte, beiseite läßt. Damit ist eine außerordentlich eindrucksvolle Gedichtsammlung geschaffen, die künftig vollauf genügen wird, Linggs Andanten lebendig zu erhalten, und die bestes Auswahl entbehrlieh macht. Eingestellt.

Morgenstern.

Arno Holz, Kindheitsparadies. Berlin 1924, J. S. W. Dieck Nachf. 62 Seiten. Preis geb. 5.— M.

Das Buch enthält siebzehn Phantasiagedichte, ältere und neuere. Unter den älteren ist das bekannte schöne „Vor meinem Fenster singt ein Vogel“, ein kleines Stimmungsgebidt einfachsten Ausdrucks, dessen gleichen Holz öfter gelang in der ersten Zeit, nachdem er seine neue Form gefunden hatte. Die neueren sind von jener schon aus der großen Inselausgabe des Phantafus bekannten Überbreite, die vor ein Hauptwort gern zehn Beiworte stellt. Der Frühlingstag, an dem Holz geboren wird, ist „ein erster, strahlend lichter, wunderbarer, wunderbarer, wunderblauer“; sein Geburtshaus, eine Apotheke, wird mit einem Beiwortschmuck behängt, der anderthalb Seiten großen Formats füllt. Der einfache Satz: „An einem Frühlingstag in einer Apotheke gegenüber der Stadtwache bin ich geboren“, wird zu einem fast drei Seiten füllenden Satzgefüge aufgebaut. Diese Beiwortverschwendung ist gewiß eine sprachtechnisch imponierende Leistung, die manchmal behaglich komische Wirkungen erzielt; immer und immer wieder praktiziert, wirkt sie aber wie die wunderliche Schreie eines verrannten Senies, vor der man das Weite sucht. Da wir die Inselausgabe des Phantafus besitzen, die das Wertvolle des neuen Bandes schon enthält, können wir jedenfalls auf die Anschaffung des Kindheitsparadieses verzichten.

Nicht eingestellt.

Morgenstern.

*

Bernard Shaw, Die heilige Johanna. Dramatische Chronik in sechs Szenen und einem Epilog. Deutsch von Siegfried Trebitsch. Berlin 1924, S. Fischer. 213 Seiten. Preis 3.— M.

Als um das Jahr 1890 der tühle Anatole France in einer Kritik auf die Jungfrau von Orleans zu sprechen kam, prei3 er sie begeistert als eine Gestalt, in deren Zeichen sich die Franzosen seiner Zeit zusammenfanden. Die Keimheit ihres Glaubens gewinne die überzeugten Katholiken, ihre freie Haltung den Theologen gegenüber die Protestanten; man könne sie ohne Übertreibung die letzte christliche Mytikerin und die erste Protestantin nennen. Und obendrein sei sie so sehr einfaches Naturkind, daß sie auch das Entzücken derer sein müsse, die alle Offenbarung ablehnen und nur an die Natur glauben.

Ähnlich begeistert zeigt sich jetzt der fast siebzighährige Shaw, und diese Begeisterung hat ihn befähigt, ein Jungfraudrama zu schreiben, das jugendlichen Schwung hat und einen Höhepunkt seines Schaffens darstellt. Auch ihm hat es das protestantische Wesen und die einfache Natürlichkeit des Landkinds angetan, das zugleich ein guter ritterlicher Kriegerkamerad ist. Aber im Gegensatz zu seinem französischen Kollegen ist sie ihm nicht eine Gestalt, in deren Zeichen sich die Menschen von heute zusammenfinden können, sondern ein Wesen, das den Menschen, wenn sie heute wieder auferstünde, genau so unheimlich sein würde, wie sie den kirchlichen und weltlichen Gewalten ihrer Zeit unheimlich war und sein mußte. Der Franzose France steht eben dank seinem stets wachen Nationalgefühl in der Jungfrau, so sehr er mit Shaw im einzelnen übereinstimmt, die vorbildliche Französin, der Ire Shaw das protestantische weibliche Genie, das zufällig in Frankreich auf die Welt kam und das Schicksal des Senies erfuhr, seiner Zeit unheimlich zu sein.

Dieser Gedanke ist es nun, der Shaks offenbar zunächst völlig beherrscht hat. Er hämmert den Lesern und Zuschauern in seiner nach der Art der Shakspeare'schen Historien gezimmerten dramatischen Chronik, die von Johanna's erstem öffentlichen Auftreten bis zu ihrem Tode reicht, immer wieder ein, daß ein protestantisches Genie wie diese Lothringer Jungfrau dem Könige, dem sie hilft, ebenso unheimlich sein muß wie der Kirche, deren getreue Tochter sie zu sein glaubt, weil sie im Verkehr mit Gott und dem König jede Vermittlung verweist. Shaks tut das als der gewandte Dialektiker, der er ist, mit großer Leidenschaft und Sicherheit, und er leistet sich schließlich die Kühnheit, im Epilog den Geist der heilig gesprochenen Johanna mit den Geistern ihrer Zeitgenossen sich unterhalten und erleben zu lassen, daß sie ihnen unheimlich geblieben ist.

Aber so geistreich dieser Gedanke durchgeführt ist, das ist doch nicht das, was den Wert des Shaks'schen Stücks ausmacht. Dieser wird vielmehr dadurch bestimmt, daß, nachdem der geistreiche Kritiker Shaks sich über das Wesen der Jungfrau und ihrer Widersacher klar geworden ist, seine Phantasie frei zu spielen begonnen und ein Weltbuesen von einer frischen, heiligen Genialität geschaffen hat, wie es wohl nur im Lande Shakspeare's möglich ist; seine Johanna ist zusammen mit Shakspeare's Portia, Rosalinde und Beatrice zu nennen als würdige Genossin dieser vornehmen naturtrohen Damen. Seit der Candida ist Shaks ein solcher Wurf nicht gelungen, und nichts ist im heutigen Theaterleben erfreulicher, als daß dieses zugleich geistreiche und durch die Gestaltung der heiligen Protestantin tiefe Stück einen Siegeszug über die Bühnen Englands und Deutschlands angetreten hat.

Eingekeilt.

Morgenstern.

Luigi Pirandello, *Sechs Personen suchen einen Autor*. Autorisierte Übertragung von Hans Feist. Berlin 1925, Alf Häger. 154 Seiten. Preis 3.50 M.

Das Jahr 1924 hat zwei große europäische Dramenerfolge erlebt. Der eine war Bernard Shaks's heilige Johanna, der zweite das „zu verfassende Theaterstück“ *Sechs Personen suchen einen Autor* des Italieners Luigi Pirandello, der mit 58 Jahren plötzlich ein weltberühmter Mann wurde, nachdem er Hunderte von Novellen und Dutzende von Dramen geschrieben. Sein Stück verblüfft zunächst durch das angeschlagene Thema. Man kennt aus der Literaturgeschichte allerhand Fälle, daß einen Dichter Gestalten sozusagen verfolgen, die von ihm geformt werden wollen; vielleicht willkühret er ihnen, vielleicht weißt er sie ab, weigert sich, ihren Wunsch zu erfüllen. Man kann es auch anders ausdrücken: der Dichter kämpft darum, sie zu formen, und es gelingt ihm, oder er steht schließlich von dem Unternehmen ab. Pirandello hält sich an das erste Bild; er hat den Einsall, darzustellen, wie Gestalten geformt werden wollen, er läßt sechs Phantasiegeschöpfe, eine Familie, die etwas Furchtbares erlebt hat, den Dichter suchen, der sie formt. Sie bringen in ein Theater ein, während gerade ein Stück geprobt wird, und fordern ihr Recht; sie wollen in einer Handlung feste Form gewinnen. Und sie wissen den Theaterdirektor und die Schauspieler dazu zu bringen, daß sie den Versuch wagen. Aber der Versuch mißlingt. Die sechs Personen erzählen und stellen ihr Leben dar. Sobald aber die Schauspieler dann sie und ihre Erleben nachformen, erkennen sie sich nicht wieder. Das Spiel der Komödianten mag wahrscheinlich sein; Wirklichkeitsgepräge hat es nicht. Die Schauspieler gebrauchen dieselben Worte wie die Sechs, nehmen dieselben Stellungen ein, aber all das, was ihr grausames Schicksal trotz seiner Unwahrscheinlichkeit zur nackten Wirklichkeit machte, fehlt. Der Versuch mißlingt jämmerlich und wird mit einem brutalen Knalleffekt abgeschlossen. „Spiel! Wirklichkeit!“ ruft der Theaterdirektor. „Spart euch alle zum Teufel! So etwas ist mir in meinem ganzen Leben noch nicht passiert! Und einen ganzen Tag habe ich daran verstrengelt!“

Man kann nach dieser Inhaltsangabe zunächst vermuten, das Ganze werde durch den ledigen Einsall, durch nichts weiter. Es ist aber doch mehr. Der Einsall ist Pirandello nicht von ungefähr gekommen. Er hängt eng zusammen mit den philosophischen Grübeleien, in die er verstrickt ist, mit seinem Denken über die persönliche Existenz. Wir existieren in der Vorstellung unsrer Mitmenschen und in unsrer eignen, aber diese Vorstellungen wechseln von Tag zu Tag. Welches ist

unsre wirkliche Existenz? Wir suchen nach unsrer festen Form, aber wir bleiben in ewiger Ungewißheit über unsre wirkliche Persönlichkeit. Feste, dauernde Form erreicht allein die vom Künstler gestaltete Persönlichkeit. Daher, bildlich, das Verlangen der in der Phantasie des Dichters wimmelnden Gestalten, von ihm endgültig geformt zu werden. Ihr Verlangen ist schließlich nichts anderes als das jedes von der Ungewißheit, vom Schein zur Gewißheit, zum Wesen drängenden Menschen.

Es ist schade, daß von den Novellen, die über das Wesen Pirandello's genauere Aufklärung geben könnten, bisher nur eine — im Anhang zum vorliegenden Drama abgedruckte — in guter Übersetzung vorliegt, die wohl als die Keimzelle des Dramas anzusehen ist. Ein unter dem Titel *Der Zweite* erschienener Novellenband ist so dürftig übersetzt, daß er, als irreführend, nicht empfohlen werden kann.

Eingestellt.

Morgenstern.

Romain Rolland, Ein Spiel von Tod und Liebe. Übertragung von Erwin Krieger. Erlenbach-Zürich und Leipzig (1925), Rotapfel-Verlag. 147 Seiten. Preis 3.20 M.

Das Spiel von Tod und Liebe gehört zu jener Reihe von Revolutionsstücken, die Rolland vor mehr als 25 Jahren für ein Volkstheater zu schreiben begann, zu den Wälfen, dem Danton, dem vierzehnten Juli, die wir bereits eingestellt haben. Das Stück spielt im Frühjahr 1794 in Paris. Es ist die Zeit, in der die Revolutionäre sich selbst perfektieren. Die Girondisten sind geächtet. Nun hat Robespierre das Haupt Dantons gefordert. Die Mitglieber des Konvents fühlen sich selbst nicht mehr sicher vor den Genossen. In dieser Lage erleben das Konventsmitglied Jerome von Courboisier (für den Roboisier und Condorcet Modell gestanden haben) und seine junge Frau den großen Schicksalstag ihres Lebens. Gemeinsamkeit des Glaubens hat bisher den alten Belehreten und Politiker und die junge Frau fest verbunden. Jetzt schwankt der Boden unter ihren Füßen. Ein verfolgter Girondist sucht in Courboisiers Hause Schutz, und die Frau vermag die Liebe zu ihm nicht mehr zurückzudrängen, ist bereit, sich ihm hinzugeben. Courboisier selbst aber hat im Konvent die Sicherheit des Handelns verloren; er vermag nicht dem verurteilten Danton beizustehen, wie ihm seine Überzeugung befehlt; er bringt es nicht weiter, als daß er sich vor der entscheidenden Abstimmung davonstiehlt, sich selbst verachtend und zugleich wegen seiner unentschiedenen Haltung verächtlich. Als er nach Hause kommt und seine Frau für den Freund entflammt antrifft, findet er sich selbst toieder. Er weiß die Möglichkeit eigener Rettung zurück, will die Verliebten retten und sich selbst stellen. Da findet sich auch die Frau toieder. Sie erneuert dem Bund mit dem Gatten, während der am Leben hängende Bellibte flieht, und erwartet mit Courboisier entschlossen die Schergen, die sie zum Tode führen. Das Stück entwickelt sich folgerichtig in einem Akt von zwölf eng verknüpften Szenen, nach einigen vorbereitenden Auftritten, mit steigender Leidenschaft, sehr berecht, im Stil großen Theaters, nobel und sauber gearbeitet, wie es Rollands Art entspricht. Die Sprache der Hauptpersonen ist bewußt der Rhetorik der Revolutionszeit angeglichen und wird infolgedessen den heutigen Schauspielern ähnliche Schwierigkeiten bereiten wie dem Übersetzer, der in der Wiedergabe nicht die volle Freiheit und Sicherheit des Ausdrucks erreicht. Das Stück wird vorläufig wahrscheinlich in der Hauptsache Lesedrama bleiben, aber als solches stark wirken, da es in aufgedröhler, heroischer Zeit einen Ehetampf überzeugend heroisch sich entwickeln läßt.

Eingestellt.

Morgenstern.

Hellmuth Unger, Palette oder Ein Held dieser Zeit. Tragikomödie in fünf Akten. Leipzig 1925, Schauspiels-Verlag. 77 Seiten. Preis 2.50 M.

Auf mittleren deutschen Bühnen sind in den letzten Jahren mehrfach Stücke des Leipziger Augenarztes Hellmuth Unger gespielt worden; auch ausländische Theater haben sich ihrer schon angenommen. Es muß also wohl einmal von ihnen

gesprochen werden, zumal der Autor fast so suchtbar ist wie Georg Kaiser. Warum hat Unger überall sogenannte halbe und ganze Erfolge und doch keinen wirklichen Erfolg? Sehn wir uns Palette an. In ein Fremdenheim wird ein vom einem Kraftwagen überfahrenes Kind gebracht. Zwei Menschen bemühen sich um das Kleine, das sterben wird, ein älteres Fräulein und ein etwas seltsamer Herr Palette, Sohn reicher Eltern, heruntergekommen, sieht Klavierpieler in einer Kneipe. (Er hat seinen Namen im Krieg von einem Franzosen angenommen, mit dem er auf einem Streifzug zwischen den Gräbern einen Händedruck getauscht hat, als wäre Frieden im Land!) Dieser Palette hört, daß das Kind in seinen Fiebertäumen sich wünscht, Farelli solle kommen, Farelli, „der beste Clown unserer Zeit“. Da kann Herr Palette nicht anders, geht in den Zirkus, bittet, bestellt den Farelli, zu dem Kleinen zu kommen. Der lehnt ab, stellt Bedingungen; viellecht wird er kommen, wenn Palette für seine Beliebte eine Perlenkette beschafft. Palette belästigt in einer Kneipe eine Dame, die eine Perlenkette trägt, er stiehlt Perlen, er wird verhaftet, er wird für verrückt erklärt, er wird nie wieder freigelassen werden. Ja, wie ist uns denn? Diesen Palette kennen wir doch! Bei Georg Kaiser (Hölle, Weg, Erde) ist ein Herr Spazierler, der von zwei Mobedamen Geld erbittet für einen, der Selbstmord begeht, weil ihm tausend Mark fehlen, und Mord schreit, weil die Damen sich nicht für verpflichtet halten, ihm seine Kunstmappe für tausend Mark abzukaufen, wegen einiger Perlenohreringe, die ihnen wichtiger sind, und der dann, als er in der Auslage eines Juweliere das Gold liegen sieht, das zu Mord verführt, in den Laden eindringt, um den Verführer, den Anstifter zu töten. Da ist abermals bei Kaiser (Neben- einander) ein Pfandverleiher, der in einem verfehten Grad einen Brief sendet, in dem eine verlassene Liebste mit Selbstmord droht, und durchaus diesen vermuteten Selbstmord verhindern will und gar nicht versteht, daß die Leute, an die er sich in der Sache wendet, sich gar nicht so aufregen wie er, der mit der Polizei darüber in Konflikt gerät und schließlich sich nicht anders zu helfen weiß, als daß er sich und seine Tochter umbringt. In beiden Fällen der phantastische Narr der Menschenliebe, der die Befehle durch das eine Befehl der Nächsten- liebe unnötig machen will, und in beiden Fällen dieser glorifizierte Herr in der Mitte einer mühsam konstruierten Geschichte stehend, die deutlich an die Erfindungen der Romanportageromanliteratur erinnert. Und nun also derselbe Narr, anders gefaltet und benannt, bei Unger wiederum inmitten einer Romanportagegeschichte, die ähnlich tollkühnlich konstruiert ist wie die Kaisersche, und in der die Menschen ähnlich zerhackte Sätze sprechen wie bei Kaiser und seinesgleichen, und hier wie dort der ausgeklügelte Narr glorifiziert auf Kosten der schönen Welt, wie sie ist: dieselbe geistige Atmosphäre.

Das soll natürlich nicht helfen, daß Unger betruht Kaiser nachgeahmt habe. Aber wenn andre Dramen Ungers immer und immer wieder zu Vergleichen anregen und nicht etwa bloß mit Autoren wie Ibsen, Strindberg, Kaiser, sondern auch mit einem Schwankautor wie Curt Böck, dann merkt man bald, daß Unger ein Autor ohne eignes Gesicht ist, daß die Erlebnisse, die ihn zum Schreiben reizen, literarischer Art sind, daß seine Gedanken- und Gefühlswelt die des zwar beweglichen, bereitwillig aufnehmenden, aber nicht selbständig verarbeitenden Literaten sind. Daher kommt es, daß er, als Mann seiner Zeit, in dem die Zeitgenossen sich wiederfinden, wohl Erfolge hat, aber keinen wirklichen Erfolg, da er nichts zu sagen hat, was nicht andre schon vor ihm gesagt und fröhlicher gesagt haben oder gleichzeitig mit ihm sagen. Er ist heute nicht der einzige dieser Art, und es hat zu allen Zeiten geschickte Leute seiner Art gegeben.

Nicht eingestellt.

Morgenstern.

★

Die Perser des Aischylos. Verdeutsch von August Hausrath.
Jena 1923, Eugen Diederichs. 64 Seiten. Preis 1.50 M.

Dies erstaunliche Werk, das älteste uns erhaltene, 472 von Christus aufgeführte Stück des großen griechischen Tragikers, ein Zeitstück hohen Stils, noch mehr Kantate als Tragödie, ist durch das Kriegserlebnis besonders bedeutungsvoll geworden. Der Athener, der selbst mit an der Front gekämpft hat, feiert dem

über alles Hoffen gewaltigen Sieg der Griechen über die persische Großmacht — nicht indem er sein Volk jubeln läßt, sondern indem er die Perser in der Hauptstadt ihres Landes um die ins Verderben gesandte Jugend bangen, die Gemüthsheil des Untergangs erlangen erschauern, vergangener Größe gedenken, das Unheil als Strafe gotteslästerlichen Übermutes erkennen, zur Besonnenheit sich ermahnen und bußfertig klagen läßt. Kein überheblicher Ton in diesem Siegesfeierstück, keine Verhöhnung des abgewehrten Gegners, im Gegentheil Anerkennung des feindlichen Volkes und seines früheren Herrschers: eine lästerliche Verurteilung des jetzigen Herrschers ist an ihm und seinen Untertanen von den Göttern gerächt; es ist ein Weltgericht abgehalten worden, dessen Spruch Sieger und Besiegte erschüttert.

Das Stück ist zunächst für Schüleraufführungen eines Gymnasiums neu überseht worden. Die Übersetzung, die nur wenig heute ungenießbares Zeitwerk beilegt hat, steht auf beträchtlicher Höhe und ist bereits erprobt. Einige dankenswerte Hinweise für die Aufführung sind beigelegt.

Eingestellt.

Morgenstern.

Doktor Johannes Faust, Puppenspiel in vier Aufzügen, hergestellt von Karl Simrod. Nach der Ausgabe von 1872 herausgegeben, eingeleitet und um weitere Puppenspielerzeugnisse vermehrt von Robert Petsch. Leipzig 1923, Philipp Reclam jun. 140 Seiten. Preis —.60 M. Universitätsbibliothek Nr. 6378, 6379.)

Das Puppenspiel vom Doktor Faust ist für viele eine literaturgeschichtliche Angelegenheit: sie möchten gern wissen, wie das Faustspiel ausgesehen hat, das dem jungen Goethe anregte. Für andere ist es lebendige Volkstheaterstück: sie kennen es aus dem Munde wandernder Puppenspieler, die es ja heute noch geben und heute, wo das Interesse für das Puppenspiel neu erwacht ist, häufiger als vor dem Weltkrieg. Ein Herausgeber kann sich also verschiedene Ziele setzen; er kann es so veröffentlichen wollen, wie es in alter Zeit aussah, oder so, wie es heute noch gespielt wird und lebensfähig ist. Beide Ziele sind nicht leicht zu erreichen. Das Spiel hat sich im Laufe der Jahrhunderte stark gewandelt, und die Texte sind nicht in der besten Verfassung erhalten. Da muß also philologische Arbeit geleistet werden.

Die erste brauchbare Bearbeitung des Puppenspiels hat 1846 Karl Simrod geleistet. Er stellte aus verschiedenen Quellen einen Text zusammen, der ungefähr eine Vorstellung davon gibt, wie der Faust aussah, den der junge Goethe auf der Volks- und Puppenbühne kennen gelernt hat — zugleich einen Text, der noch heute verwendbar ist. Es ist zu begrüßen, daß der gelehrte neue Herausgeber diesen Text wieder abdruckt, an dem die Philologen freilich manches anzusetzen haben. Aber Petsch gibt noch mehr: einen lückenhaft erhaltenen alten Text, das sogenannte Ulmer Puppenspiel, der erkennen läßt, wie das Stück am Ende des 17. Jahrhunderts sich ausnahm, und weiterhin die Nachschrift einer Würzburger Aufführung aus dem Jahresende 1901. So kann man sich an Hand der vorgelegten Texte mit Hilfe der gut orientierenden Einleitung eine Vorstellung davon bilden, wie sich das Spiel im Lauf der Jahrhunderte entwickelt hat und erhält zugleich einen auch heute noch praktisch verwendbaren Text. — Die Petsch'sche Ausgabe ist ihrer vielfachen Verwendbarkeit wegen der in der Inselbücherei erschienenen Höferschen Bearbeitung vorzuziehen.

Eingestellt.

Morgenstern.

Lebensbilder, Erinnerungen, Briefe

Otto von Corbin, Ein Leben voller Abenteuer. Herausgegeben und eingeleitet von Hermann Wendel. Frankfurt a. M. 1924, Frankfurter Societäts-Druckerei S. m. b. H., Abtlg. Buchverlag. Zwei Bände. 949 Seiten. Preis 12.— M.

Julius Fröbel, Ein Lebenslauf. Aufzeichnungen, Erinnerungen und Bekenntnisse. Zwei Bände. Stuttgart 1890, 1891, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachf. X, 598 und VIII, 704 Seiten. Preis Bd. I: 10.— M., Bd. II: 12.— M.

Die Revolutionäre von 1848 standen nach 1870 und besonders in den letzten Jahrzehnten vor dem Weltkrieg beim deutschen Bürgertum nicht in hohem Ansehen. Sie wurden herablassend gern als politische Kinder behandelt, deren Ideen längst überbunden seien. Seit 1918 ist ein Umschwung eingetreten. Die Erinnerung an die Verhandlungen in der Paulistirche wird aufgestrichen; die Ideen der alten Revolutionäre werden wohlwollender beurteilt, da die Machtpolitik, die sie abließ, sich nun als ihnen nicht durchaus überlegen erweisen hat. Im Zusammenhang mit diesem Umschwung ist es zu verstehen, daß die Lebenserinnerungen Otto von Corbins, die in den achtziger Jahren zum letztenmal aufgelegt wurden, jetzt in neuer Ausgabe erschienen sind. Sie sind aber auch eins der unterhaltendsten Memoirenwerke der deutschen Literatur und haben die Erneuerung wohl verdient. Corbin ist freilich keine führende Persönlichkeit gewesen: er ist in der Hauptsache ein Mitläufer der revolutionären Bewegung, aber gerade die Mitläufernaturen sind in politischen und literarischen Kämpfen oft die menschlich anziehendsten, da sie nichts von der Strenge und Enge des „Fachmanns“ an sich zu haben pflegen. Corbin hat seine Teilnahme an den Revolutionenkämpfen schwer gebüßt: er ist zum Tode verurteilt gewesen und hat sechs Jahre im Zuchthaus gesessen — aber Politik im strengen Sinne ist er nie gewesen. Er war von Natur ein Draufgänger, vom tollen Vater her schwer belastet. Er hielt es in bummer Friedenszeit im Offiziersstand nicht aus und wurde ein Literat, der alles mögliche versuchte, kurz, er war ein beweglicher, lebenslustiger Mensch, der vor unermüdbar Lebenskraft nicht recht mochte, was er alles anfangen sollte. Und als er gerade wegen seiner Erfindung in Paris war, geriet er in die Revolution und auf die Barrikaden, und nun gab es die nächste Zeit kein Halten mehr, bis er in der Zelle saß. Da kam es wohl zunächst zu einem Zusammenbruch, aber dann wußte er sein Denken und Fühlen in der furchtbaren Einzelhaft zu disziplinieren, und als er in die Freiheit kam, die für ihn durchaus nicht Bewegungsfreiheit bedeutete, hatte er sich so viel Lebenskraft bewahrt, daß er den Kampf um die Existenz wieder aufnehmen konnte, unterstützt von einer kurz vor der Revolution mühsam errungenen Frau, die ihm treu bestand, ohne sich durch seine Abenteuerlust betören zu lassen. In Deutschland war seines Bleibens nicht. Er schlug sich zunächst in London durch, dann lange Jahre in den Vereinigten Staaten, namentlich als Berichterstatter deutscher und englischer Zeitungen, erlebte den Bürgerkrieg mit und kam 1867 in die Heimat zurück, wo er dann bis an sein Ende eine Literatengigantie führte, bis zuletzt unablässig tätig.

Dies bunte Leben hat Corbin frisch von der Leber weg beschrieben. Er verweist mit besonderer Liebe bei der Redekunst und Leutnantszeit, nicht wenig stolz auf seine Erfolge beim weiblichen Geschlecht. Er schilbert mit gutem Humor seine ersten literarischen Gänge, malt respektlos seine Kollegen von der Feder und gibt namentlich ein sehr lebendiges Bild von dem Leipzig'schen Literatenleben der vierziger Jahre. Zu erklären, wie er dann Revolutionär wurde, bemüht er sich nicht weiter, berichtet ohne große Gebärden, was er im babilonischen Zustand geleistet, und rafft sich dann zu erschütternder Schilderung der Zuchthauszeit auf. Hier erreicht sein Lebensbuch den Gipfel; hier schreibt er Kapitel, die heute noch wirken wie vor Jahren. Dann klingt die Darstellung naturgemäß ab. Von dem, was er aus seiner amerikanischen Zeit erzählt, interessieren heute namentlich die Momentbilder, die er von seinen Begegnungen mit deutschen Flüchtlingen entwirft, und die Kennzeichnung des Verhältnisses zwischen Deutschen und Amerikanern während des Bürgerkriegs. Die letzten Jahrzehnte seines Lebens werden ganz kurz behandelt, mit nachlassender Kraft; der Herausgeber hat da mit Recht rücksichtslos gestrichen.

Ein Mensch ganz anderer Art war Julius Fröbel (1805–1893), dessen Lebenserinnerungen heute noch nicht die zweite Auflage erlebt haben. Auch er ist, wie Corbin, in der Revolution dem Tode nahe gewesen und im letzten Augenblick

begnügigt worden; auch er hat nach England und Amerika fliehen müssen. Aber im Gegensatz zu Corbin ist er ausgesprochener Politiker. Zunächst scheint er, nach Überwindung harter Jugend- und Notjahre, für die Laufbahn eines Unversitätslehrers bestimmt. Aber er wird in der Schweiz von der liberal-demokratischen Bewegung erfasst. Er entwirft den Plan, durch ein Verlagunternehmen (er ist Verleger Hertwegh) von der Schweiz aus der deutschen Zensurstrafe zu trotzen. Wie die Revolution ausbricht, hat er ein politisches Programm und kann es vertreten. Er geht mit Robert Blum nach Wien, wird gefangenengenommen wie dieser, aber freigelassen, dank seiner großdeutschen politischen Scheitellerei, die der österreichischen Regierung bis zu einem gewissen Grade sympathisch ist. In Amerika sieht er sich in verschiedenen Lebensstellungen ganz anders um als Corbin, bereist Nicaragua und Mexiko, studiert und erfasst die Bedeutung und die Möglichkeiten der neuen Welt. Als er nach Europa zurückkehrt, ist er imstande, in die politische Entwicklung einzugreifen. Er veröffentlicht eine Broschüre, in der er die Weltstellung, die die Vereinigten Staaten heute haben, vorherzagt. Er beschafft sich Ehre als großdeutscher Politiker. Er arbeitet in Verbindung mit der österreichischen Regierung, später in Verbindung mit der württembergischen und der bayerischen. Er schwankt, nachdem der großdeutsche Gedanke durch die Regierungen kompromittiert ist, die nur an dynastische Vorteile denken, in preussisches Fahrwasser ein und leitet nach 1866 in München die Süddeutsche Presse, die weltweit beachtet wird. Hier kommt er mit Richard Wagner zusammen und auseinander, den er aus seiner Dresdner Zeit kennt. Nach der Reichsgründung neigt sich seine Lebensbahn abwärts. Bismarck hat für ihn keine Verwendung, die seinen Gaben entspräche. Er wird, schon fast ein Siebziger, Konsul in Smyrna, dann in Algier, lebt die letzten Jahre wieder in Zürich, wo er seine Selbstbiographie vollendet und 1893 stirbt.

Fröbels Lebenserinnerungen sind unendlich viel reichhaltiger und gehaltvoller als die Corbins, stellen aber auch viel höhere Ansprüche an die Leser. Corbins Werk ist ein Abenteuerbuch, das auch Leser fesselt, die der Politik fernstehen. Fröbel hat nicht mindere Lebenskraft als Corbin und weiß wie er fesseln zu erzählen, von seiner Jugendzeit in dem thüringischen Heimathof und in der Erziehungsanstalt zu Kellau, von seinen Abenteuern während der Revolution, von seinen Reisen in Mittel- und Nordamerika, vom Leben und Treiben in Smyrna und Algier. Aber als Hauptaufgabe hat er sich gestellt, seine politische Entwicklung zu schildern und die politischen Kämpfe, in die er verwickelt wurde, Leute, die gern von dunkelbewegtem Leben lesen, werden also in einzelnen Partien seines Buches wohl auf ihre Rechnung kommen; der Hauptteil seiner Erinnerungen steht aber Leser mit geschichtlichen und politischen Interessen voraus. Diese werden aber auch die Darstellung von Fröbels Kämpfen im Dienste der großdeutschen Idee mit lebhaftester Teilnahme lesen; es gibt kaum ein Memoirenwerk, das so gut wie das Fröbels in die Hintergründe der politischen und diplomatischen Kämpfe um die deutsche Einheit hineinschauen läßt, soweit sie von großdeutscher Seite geführt wurden.

Es ist erstaunlich, daß dieses reichhaltige Buch nicht eine zweite Auflage erlebt hat, um so erstaunlicher, als es obenstets reich an allerhand anekdotischem Beizwert ist und nicht minder an Natur Schilderungen, die verraten, daß Fröbel von naturwissenschaftlichem Studien ausgegangen ist. Wenn heute das Corbinsche Abenteuerbuch wieder aufgelegt wird, sollte jetzt, wo die großdeutschen Politiker gerechter beurteilt werden als früher, wenigstens die erste Auflage des Fröbelschen Lebenslaufes ausverkauft werden.

Eingestellt.

Morgenstern.

Leben des Vittorio Alfieri aus Asti. Von ihm selbst geschrieben.
Herausgegeben von Ernst Bentard. Mit 32 Bildbeigaben nach Gemälden und Stichen der Zeit. Frankfurt a. M. 1924. Frankfurter Verlagsanstalt A. S. 465 Seiten. Preis geb. 28.— M.

Von den Trauerspielen, mit denen der Graf Alfieri in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts die Erneuerung der italienischen Dramatik herbeiführen half, sind die meisten selbst in seinem Vaterlande heute tote Literatur; von der deutschen Bühne sind sie längst schon alle verschwunden, ohne je auf ihr heimisch gewesen zu sein. Aber die Gestalt des schroffen Dichters lebt fort, nicht bloß



in den Literaturgeschichten, die ihn natürlich als Bahnbrecher und nationalen Erstwacher vorführen müssen, sondern auch dank seiner Selbstbiographie, deren deutsche Übersetzung jetzt nach langen Jahren wieder in schöner Ausstattung vorgelegt wird. Unter den Dichterselbstbiographien nimmt dieses Werk eine Sonderstellung ein. Es gibt vielleicht keine zweite, urteilt Paul Heyse, an der die Phantasie einen so geringen Anteil hätte und eine spätere unparteiliche Forschung so wenig zu berichtigen und einschränken fände. Das, was Alfieri hinderte, Kunstwerke einiger Schönheit zu schaffen, „das Überwölbt der Stillsitzen über die sinnlichen Kräfte, das Willens über den Spieltrieb der Phantasie, der Macht und Würde seines Naturells über die unbewußte, sich frei bewegende Anmut der natürlichen Begabung“ — gerade das ermöglichte ihm, eine Selbstbiographie zu schreiben, die reinste Wahrheit und kaum je Dichtung ist. Sein Lebenslauf ist merkwürdig genug. Er führt etwa bis zu seinem dreißigsten Jahre das Leben eines Adligen seiner Zeit, dahelam, in der Schule, in der Gesellschaft, auf Reisen, und nichts deutet an, daß er zum Dichter berufen sei. Bis ihn, als er dem Abgrund nahe ist, die Entdeckung überrascht, daß er dichterischen Schaffens fähig sei. Und nun spannt der stolze, leidenschaftliche Mann alle Kräfte an, um Dichter zu werden, und zwar Dichter seines Volkes. Jetzt erst ringt er, der bisher hauptsächlich in französischen Sprache und Literatur gelebt hat, ernstlich darum, seine Muttersprache zu meistern, jetzt erst wird er, aber nun auch mit aller Macht, von den Gedanken erfaßt, die eine geistige Erneuerung seines Volkes heraufzuführen sollen, läßt er sich von der absterbenden Welt und wird ein Sohn der neuen Zeit, die mit dem Eindringen der Aufklärung angebrochen war. Und nichts vermag ihn mehr von seinem Wege abdrängen, auch nicht das Zusammenleben mit der geliebten und berechneten Gräfin von Albany, der geschiedenen Gattin des englischen Thronprätendenten, das bis zu seinem Tode (1803) andauert. Das ganze Leben des ausgesprochenen Willensmenschen beherrscht nun der Gedanke an das Ziel, das er sich gesteckt hat, und wenn er sich an seinen Schreibtisch setzt, um sein Leben aufzuschreiben, geschieht es, um mit der Leidenschaft betraut nüchternen Sachlichkeit die Grundzüge dieser seiner Entwicklung mit Vermeldung alles schmerzlichen Beliebigsten klar herauszuarbeiten. So ist diese Lebensbeschreibung ein sehr erster Welttrag zur Beschichte des ausgehenden 18. Jahrhunderts geworden, zugleich das Zeugnis der sehr spät einsethenden Entwicklung eines eigenartigen poetischen Talents, und vor allem die stilsche Selbstprüfung eines nach Herkunft und Charakter adligen Menschen. Es ist erstaunlich, daß die deutsche Ausgabe dieser allerdings spärlichen Biographie jahrzehntelang fast verschollen sein konnte. Die prächtige neue Ausgabe verschafft dem Buch hoffentlich auch Leser außerhalb der literaturgeschichtlich interessierten Kreise. Wer, von der Selbstbiographie angeregt, sich weiter mit dem Dichter beschäftigen will, findet im ersten Bande von Paul Heyse's Italienischen Dichtern seit der Mitte des 18. Jahrhunderts Übersetzungen zweier Trauerspiele und mehrerer Sonette Alfieri's.

Eingestellt.

Morgenstern.

Henriette Schrader-Brehmann. Ihr Leben, aus Briefen und Tagebüchern zusammengestellt und erläutert von Marg. Lyschinska. Berlin 1922, Vereinigung wissenschaftlicher Verleger. 2 Bände. 515 und 586 Seiten. Preis geb. 15.— M.

Henriette Schrader-Brehmann, die Begründerin des Pestalozzi-Fröbelhauses in Berlin, die Großnichte Friedrich Fröbels, die warmherzige Vertreterin des Rechtes der Frau auf eigene geistige Entwicklung, ersticht aus diesem Buche vor und von der im einfachen Pfarrhause des braunschweigischen Ländchens verlebten Jugendzeit bis zu den Berliner Tagen, da Henriette Schrader die Kronprinzessin Friedrich für ihr Erziehungswerk gewann und vertraute Briefe mit ihr tauschte, können wir die Entwicklung dieses höchst anziehenden Frauencharakters nach Tagebuchblättern, Briefen und dem kurzen begleitenden Text der Herausgeberin verfolgen. Eine eigentümliche innere Bewegung spricht aus diesen Blättern, ein Zeugnis jenes innerlich starken und reichen Frauentums, das an der ersten Generation der Frauenbewegung auf uns heutige so ergreifend wirkt. Und zu jener müssen wir Henriette Brehmann wohl rechnen, obgleich oder um so mehr, als sie eine radikale, auf Gleichmachung der Frau mit dem Manne gerichtete

Strömung der Frauenbewegung ablehnt. Ihr innerstes Bemühen ist auf Menschenziehung, auf die Erziehung der Geschlechter für einander gerichtet. Ihre glückliche Ehe mit dem liberalen Politiker Karl Schrader gab ihrer inneren Überzeugung von der seelischen Gemeinsamkeit jenseits Mann und Frau Recht und förderte und vertiefte ihr eigenes Wesen ebenso sehr, wie sie — wofür zahlreiche mitgeteilte Briefe sprechen — den Gatten bereicherte.

Zur Lektüre des Buches ergeben sich mehrere Anknüpfungspunkte. Es wird in erster Linie für den beruflich am Erziehungswesen interessierten Leser in Frage kommen. Wegen der Bedeutung, die Friedrich Fröbels Ideen für Pädagogen wie Brehmann hatten, und wegen ihrer mannigfachen Auseinandersetzung mit Fröbel und dessen Vorgängern und Nachfolgern sind dem Buche recht viele solche Leser zu wünschen. Es wird seinen Leserkreis aber auch finden in einer Schicht selbständiger Frauen, und schließlich wird es auch gelesen werden als ein interessanter Entwicklungs- und Lebensgang aus dem 19. Jahrhundert, der viele Einblicke gibt in eine nun schon weit zurückliegende, aber für uns höchst bedeutungs-, ja zum Teil verhängnisvolle Zeit. Die beiden umfangreichen Bände — eine engere Auswahl wäre vielleicht zweckmäßig gewesen — erfordern freilich Zeit zum Lesen und verlangen vom Leser aufmerksames und selbständiges Mitgehen.

Eingestellt.

E. Hofmann-Boffe.

Albert Schweitzer, Aus meiner Kindheit und Jugendzeit.
München 1924, E. S. Beck'sche Verlagsbuchhdlg. 73 Seiten.
Preis 1.80 M.

In jedem, der das merkwürdige Buch „Zwischen Wasser und Urwald“ gelesen hat, in dem der Arzt, Theolog, Philosoph, Musiker Albert Schweitzer von seinen Erlebnissen in Äquatorialafrika berichtet, meldet sich gewiß die Frage: wie hat sich dieser Mensch entwickelt, den aus reicher, vielseitiger Tätigkeit in der europäischen Kulturwelt das gebieterische Bedürfnis, der notleidenden Menschheit zu helfen, in den Urwald treibt? Hier, in diesen Jugenderinnerungen, erfahren wir, daß er in seinen Jahren Grundkräfte gepflegt hat, die von Jugend an die ihm tiefstam waren: die Ehrfurcht vor dem geistigen Wesen des andern, die ihn anfänglich verschlossen machte, und den damit im Streite liegenden Trieb, das Gefühl für den Nächsten unmittelbar zu äußern und zu betätigen. Er bekennt sich freimütig dazu, im Leben darum gerungen zu haben, so denkend und so empfindend zu bleiben, wie er in der Jugend gewesen, und sich gehütet zu haben, das zu werden, was man unter einem „reifen Menschen“ versteht, d. h. ein Mensch von „resignierter Vernünftigkeit“. „Wenn die Menschen das würden, was sie mit vierzehn Jahren sind, wie ganz anders wäre die Welt! Als einer, der versucht, in seinem Denken und Empfinden jugendlich zu bleiben, habe ich mit den Tatsachen und der Erfahrung um den Glauben an das Gute und Wahre gerungen. In dieser Zeit, wo Gewalttätigkeit in Lüge gekleidet so unheimlich wie noch nie auf dem Throne der Welt thront, bleibe ich dennoch erzeugt, daß Wahrheit, Liebe, Friedfertigkeit, Sanftmut und Gültigkeit die Gewalt sind, die über aller Gewalt ist. Ihnen wird die Welt gehören, wenn nur genug Menschen die Gedanken der Liebe, der Wahrheit, der Friedfertigkeit und der Sanftmut rein und stark und stetig genug denken und leben.“ Wenn der oberbischöfliche Pastorensohn diesen Glauben auf der Höhe seines Lebens bekennt und zugleich erzählt, wie er in seinem Innern sich selbstverständlich entwickelt hat, dann stellt man alle Zweifel und Bedenken zurück und bekennt gern die Achtung vor dem Bestehen und Wirken dieses Glaubens in einem ganzen Menschen.

Eingestellt.

Morgenstern.

Vim Kröger, Aus dämmernder Ferne. Jugenderinnerungen.
Braunschweig und Hamburg 1924, Georg Westermann. 226 Seiten.
Preis geb. 3.— M.

Vim Kröger hat das große Glück gehabt, in dem Lebenskreis, in den er hineingeboren war, fest zu verwurzeln und erst mit etwa 20 Jahren sich nach mancherlei Kämpfen loszulösen. Diesem Glück verdankt er Erinnerungsbilder an

eine festumschlossene Welt, die er in allen Einzelheiten kennt, die Welt des holsteinischen Bauern der 1850er Jahre, und diese Erinnerungsbilder hat der Bauernjunge und Knecht in sich herumgetragen, als er Student wurde und die Rechte studierte, hat sie immer wieder aufgesucht, als er als Rechtsanwalt mit Bauern verkehrte, hat sie endlich, als er spät zu dichterischem Schaffen kam, aus seinem Herzen herausgelassen und unter die Leute geschickt. Sein ganzes dichterisches Schaffen ist im Grunde aus der Freude an diesen Erinnerungen erwachsen. Die Freude Krögers haben das lange gewußt. Sie spüren alle, wie er sich von den Schilderern lässlichen Lebens unterscheidet, die ihren Stoff nur aus Beobachtung kennen, nicht aus Jugenderleben, und sie wissen, daß er sein Bestes, den ganzen Duft bäuerlichen Daseins und Schaffens, gegeben hat, wenn er rein aus selbiger Erinnerung an Land und Vieh und Mensch heraus plauderte und phantasierte. Am Ende seiner Laufbahn hat er noch in einigen Erinnerungsbüchern, denen die letzte Feile fehlt, dies Wissen ausdrücklich bestätigt. Er entschuldigt zwar die Veröffentlichung der anspruchslosen Blätter damit, daß er dadurch dazu beitragen könne, „die allgemein herrschenden Ansichten über die Dumpsheit und Stumpfsheit, worin der Bauer Niederdeutschlands vermeintlich in der Mitte des vorigen Jahrhunderts dahingelebt habe und wohl noch jetzt dahinglebe, zu berichtigen“; aber der Leser lämmert sich wenig um diesen lässlichen Trost, der ja auch erledigt wird, und hat bald seine helle Freude daran, einige Urbilder Krögerscher Gestalten zu entdecken, wie das des berühmten Schnelberohms, der Minister wurde, und im Kreise der Krögerskinder nach vollbrachter Tagesarbeit die hellere, bald spottende, bald grübelnde Jamballerlust sich auswirken zu sehen, die dem Dichter eigen geblieben ist.

Am meisten werden von dem kleinen Buche wohl die haben, die dem Dichter schon kennen und ihn hier ganz so wiederfinden, wie sie ihn aus seinen Werken in der Erinnerung haben. Aber auch denen kann es helfen, denen es schwer fällt, sich in Krögers Art hineinzuversetzen; sie erhalten hier die Gewißheit, daß sie echt und aus dem niederdeutschen Volkstum erwachsen ist.

Eingestellt.

Morgenstern.

Seelt Seelig, Eine deutsche Jugend. Erinnerungen an Kiel und den Schwanenweg. 2. Auflage, 4.—6. Tausend. Hamburg, Berlin W. 9, Leipzig 1922, Alsters-Verlag. XIII, 220 Seiten. Preis geb. 4.— M.

Der Groth-Biograph hat unter dem Eindruck des deutschen Zusammenbruchs Erinnerungen an seine Jugendzeit und zugleich an das Kieler Leben in den Jahren von etwa 1870 bis 1880 niedergeschrieben. In Kiel erklang 1864 das Signal zu den Kämpfen, die zur deutschen Einigung führten; von Kiel ging 1898 die revolutionäre Bewegung aus, die Errungenes in Frage stellte und Neues anbahnte. 1864 wurde Seelig geboren; er verlebte seine Kindheit in Kreisen, die die schleswig-holsteinische Erhebung vorbereiten halfen und sich später nur schwer in die preussische Zeit hineinfanden; so sehr sie die Reichseinheit begrüßten, so bitter empfanden sie die Verständnislosigkeit des neuen Regiments gegenüber dem Wesen, den Wünschen und Hoffnungen der alteingewohnten Bevölkerung, und mit banger Sorge verfolgten sie die Veränderung heimischen Lebens, die sich erst langsam, dann immer rascher vollzog. In den Kinderjahren Seeligs hielt sich das alte Kiel und das alte Kieler Leben noch halbwegs in den alten Formen; dann setzte die Entwicklung ein, die Stadt und Leben rasch von Grund aus umgestaltete. Kein Wunder, daß Seelig an seinen letzten Jahren des alten Kiel mit ganzem Herzen hängt, und gerade in den Tagen, wo die neue Herrlichkeit zusammenbricht, die Erinnerungen an die alte Zeit niederschreibt.

Seeligs Buch zeigt uns die deutsche Welt, die seit etwa 1870 allmählich verfant, im Abendsonnenglanz. Noch ist Kiel eine Kleinstadt und so eng mit dem vorgelagerten Bauernland verbunden, daß die Professorenkinder wie auf dem Lande aufwachsen, mehr in der umgebenden Natur als im Hause. Noch geht das städtische Leben seinen ruhigen Gang, die Klasseneidung besteht noch, ohne zu drücken, die Arbeit wird gemächlich verrichtet und läßt Zeit zu Nebenbeschäftigungen. Noch ist im gesellschaftlichen Leben die Univeristät führend, und die selbstbewußten Professoren sind noch nicht vom Strebertum erfasst und stellen in politischen

Kämpfen ihren Mann. Die Professorenkreise sind reich an Originalen, wie die Bürgerschaft, und es gedeiht in der Stadt die Lust an allerhand Dünkeleien, die sich der Angekulten gefallen lassen kann. Das ganze bürgerliche Leben steht, so leidenschaftlich in politisch erregten Zeiten getäpft werden mag, im Zeichen der Behäbigkeit. Es wird sehr gut gegessen und gern Gastfreundschaft geübt, und zum bürgerlichen Haushalt gehört reichliche Dienerschaft. Es findet sich immer Zeit zu geselligem Beisammensein, und die Feste, die das Jahr bringt, Weihnachts-, Jahrmärkte usw., werden ausgiebig gefeiert, mit heidnischem Schwagen, das alte Überlieferungen betrauert.

Allmählich, je weiter man in Seeligs Erinnerungen fließt, lebt man sich ganz in eine nun verfallene Welt hinein. Erst muß man freilich durch einige Familien-erinnerungen hindurch und an eilichen Stadt- und Landesgeschichten vorüber, die den Nichtstakeiner ähnlich aufhalten, wie die einleitenden Kapitel der alt-sächsischen Sagas, und man muß sich, um nicht zu stolpern, klarmachen, daß diese Erinnerungen zu dem Heimatgefühl gehören, das das ganze Buch erfüllt, aber dann ist man auch mitten drin und hat seine helle Freude an diesem Jugendleben, das selbst den fürchterlichen Gymnasialunterricht der siebziger Jahre, ohne Schaden zu nehmen, übersteht.

Für den Literaturfreund gewinnt das Buch noch besonderen Reiz durch die Erinnerungen an Klaus Groth, der auf dem Schwanenweg Seeligs Nachbar war. Aus diesem Kapitel heraus ist dann später Seeligs Groth-Biographie entstanden, die dieses weiter ausführt, was hier nur angedeutet wird, aber doch auch wieder unser Buch voraussetzt; denn das Kieler Leben, in das Groth in den letzten Jahrzehnten seines Lebens sich einspann, finden wir in ganzer Breite und seiner ganzen Fülle doch nur hier gezeichnet. Und es mag hinzugefügt werden, daß dieses Bild Kieler Lebens zugleich auch nützlich zum Verständnis Limm Rørgers ist, der in Kiel aus den Erinnerungen an seine Bauernjugendzeit heraus dichtete.

Das Buch geht in erster Linie natürlich die Heimatgenossen Seeligs an, dann aber alle, die sich um das geistige Leben der Nordmark kümmern und die kulturellen und politischen Kämpfe, die dort ausgefochten werden, wirklich verstehen wollen.

Eingestellt.

Morgenstern.

Wilhelm Balmer in seinen Erinnerungen. Herausgegeben von Francis Kertwin. Mit 40 Abbildungen. Erlenbach-Zürich und Leipzig 1924, Rotapfel-Verlag. 378 Seiten. Preis 8.— M.

Der 1922 verstorbene Schweizer Maler hauptsächlich wohl Porträtmaler Wilhelm Balmer, ein Freund und Arbeitsgenosse A. Welfs, hat eine in erster Linie nur für seine Familie und nächsten Freunde bestimmte Selbstbiographie geschrieben, die bald nicht nur von denen gelesen werden wird, die sein Schaffen kennen. Dieser Maler gehört in die Reihe der frommen, einfachen Künstlernaturen von der Art Kugelgens und Richter. Es macht nichts aus, ob seine Bilder dauernden Wert besitzen oder nicht, seiner Gestalt wird man sich nach dieser Selbstbiographie erinnern, auch wenn seine Werke vergessen werden sollten. Er erzählt aus tiefer innerer Ruhe heraus, wie er daheim aufgewachsen ist, wie er in München studierte, wie er Studienfahrten unternahm, wie er Familie gründete, wie er einen langjährigen Aufenthalt in Italien aushaltete, und bricht seinen Bericht ab, als er endgültig in die Schweiz zurückkehrt, um die letzten fünfzehn Lebensjahre daheim zu schaffen. Er ist einer von jenen Erzählern, die nicht zum wenigsten dadurch wissen, daß sie andeuten und zu schweigen verstehen. Er selbst sich selbst der Unbeholfenheit, die ihn hindert, Bekanntschaften zu machen, und er hat gewiß öfter etwas von einem Rüssel. Aber seine Ungewandtheit ist nicht nur die Äußerung schweizerischen Kleinbürgertums, sondern eine angeborene gesunde nüchterne Schamhaftigkeit, die die Selbstentblühung scheut. Es gibt in der biographischen Literatur nicht gleich wieder etwas zugleich so Wahres und Zurückhaltendes wie die Schilderung seiner verschiedenen Vergnügenserlebnisse; sie ist von Schönfärberei ebenso frei wie von selbstgefälliger Selbstherrschung und großem Gefühlsüberdrehung. Und ähnliches gilt von der Schilderung der eigenen Künstlerände und der verschiedenen Malerpersönlichkeiten, denen er begegnet ist. Dabei ist er ein Vursch, der zu gemessen versteht und Mädchen und Wein nicht aus dem Wege geht, aber er gerät nie in Gefahr, sich selbst zu verlieren.

Er hat seinen Aufzeichnungen nicht die letzte Feile gegeben und sie auch nicht für die Öffentlichkeit geschrieben. Aber er ist ein Erzähler von Rang, der den schlichten, treffenden Ausdruck leicht findet. Er versteht vortrefflich zu charakterisieren, und seine Verwandten und Freunde stehen in scharf umrissenen Bildern vor uns, alle in klarem Licht gestellt, keiner tiefsinnig aus- und umgedeutet. Kunststiller werden gern die Schilderungen bemerken, die er vom Leben der Münchner Maler, von etwa 1885 ab, gibt. Aber was die Aufzeichnungen für den Kunst- und Kulturhistoriker bedeuten, das ist nebenlässlich gegenüber der Freude, die sie als Äußerungen eines schlichten, tapfern, frommen, ehrlichen, lebensfrohen, hilfsbereiten Künstlermenschen bieten, der wie behütet durch Not und Gefahren geht und sich zeltlebens seine Reinheit und Jugend bewahrt.

Das Buch wird allen Freunden Kugelgens und Richters willkommen sein.
Eingestellt. Morgenstern.

Paul Bailieu, Königin Luise. Ein Lebensbild. 1923, Hasenverlag. 2. Auflage. 338 Seiten. Preis 8.— M.

Bailieus Werk schlage ich zur Anschaffung für den Frauentatolog vor. Uns fehlt ein gutes Lebensbild dieser Königin, für die besonders bei Frauen ein regeres Interesse besteht. In dem Lebensbild von Rehtwisch, das wir besitzen, ist der Mensch hinter dem konventionell-patriotischen Heiligenschein kaum mehr erkennbar und die Schicksale erscheinen in einem anekdotisch-theatralischen Aufputz, so daß die Lektüre für den unboreingenommenen Leser schwer genießbar und ziemlich unfruchtbar wird.

Im Jahre 1923 ist nun eine Neuauflage des 1908 zuerst veröffentlichten Werkes von Bailieu, einem Schüler Rantes, erschienen, ein Werk, das mit außerordentlich geeignet scheint, die Lücke auszufüllen; freilich kann ich seinen Wert als Geschichtswert nur auf Grund des Eindrucks beurteilen, den es auf den Lesen macht. Bailieu stellt sich die Aufgabe, neben den äußeren Vorgängen das Innenleben der Königin, ihre Beziehungen zu ihren Angehörigen, ihre ethische, geistige und politische Entwicklung zur Anschauung zu bringen. Wie bekommen ein äußerst fesselndes, lebendiges Charakterbild jener durch den idealisierenden Geschichtsunterricht und die ihr angeblichete Vollkommenheit schon fast langweilig gewordenen Frau. B. zeigt in diesen eindrucksvollen, durch Beispiele und andere Quellen belegten Beispielen den Geist des Kreises, in dem Luise aufwuchs: wir sehen sie verankert in dem fast bürgerlich-ehelichen, gemütvollen und heiteren Familienleben der rhein-essischen Großmutter, in dem überaus herzlich, und fast überhöflich erscheinenden Verhältnis zu ihren zahlreichen Geschwistern — und anderseits in einer sehr starken und früh begründeten Religiosität, der sie ihre wunderbare Fähigkeit der Selbstüberwindung ohne Selbstauflage und der Unerschütterlichkeit bei Schicksalsschlägen verdankt. Trotz der Grundtugende umantelbarer Überzeugungen und Gemütsblutungen erscheint die überstürzende Lebenslustige, gefellig und heiter veranlagte junge Prinzessin nach ihrer Verheiratung und Übersiedlung nach Berlin durchaus nicht als ein fertiger Mensch. B. zeigt sie uns in einigen kritischen Situationen, in denen ihr eheliches Glück und ihre Stellung in der Gesellschaft bedroht sind. Auch späterhin, als sie die äußere Form ihres Lebens längst gefunden hat und sich im kleinen wie im großen Kreise mit gleicher Sicherheit bewegt, trifft sie uns immer noch — in gewissem Sinne — als eine Suchende und Werdenbe entgegen. Sie besaß, scheint es, bis an ihr Lebensende eine erstaunliche, auch durch die Hösst nicht zu erklärende Fähigkeit inneren Lebens: Ihre Ehe mit dem nüchternen, pedantischen Friedrich Wilhelm, ihr Verhältnis zu ihren Kindern, deren Charaktere sie klar und nicht ohne Sorge erkennt, ihre Stellung zu ihren Hofdamen, ihre zahlreichen und anstrengenden gesellschaftlichen und oft zugleich auch politischen Pflichten, ihre Rolle als Landesmutter gegenüber einer Bevölkerung, die von derjenigen ihrer rhein-essischen Kinderheimat grundverschieden war — alle diese vielfältigen Beziehungen, in die das Leben sie hineinsetzt, erfüllt sie mit dem raschen Impuls, mit der natürlichen Güte und Anmut, die ihrem Wesen eignen. Und darüber hinaus bewahrt sie sich zeltlebens die Fähigkeit, von Menschen, Büchern, Ereignissen in ganz tiefe Schwingungen versetzt zu werden. Die Enttäuschungen und Leiden, aber auch die starken Freuden, die sich ein ständiges inneres Fühlen, sich ein allerlebenslanges Aufnehmen und Verarbeiten von Eindrücken mit sich bringt, werden in B.s

Darstellung klar erkennbar. Die besondere Rolle, die sie nach dem unglücklichen Kriege in der Politik gespielt hat, ihre wirkungsvolle Unterstützung eines tatkräftigen Patriotismus gegenüber der weitabgewandten Passivität des Königs — zeigt sich in Galliens Darstellung nicht als vereinzelte Heldentat, sondern als der natürliche Ausfluß ihres gläubigen, tätigen und tapferen Gemütes.

Eine große Bereicherung des Buches bilden die vielen Ausschnitte aus dem Briefwechsel zwischen Culae und ihren Geschwister: ihr Briefstil mit seinen vielen Ausdrücken und Abbrechungen gleicht ganz dem Tone mündlichen Verkehrs, und da die Geschwister sehr verschiedenartig und ihr alle sehr eng befreundet sind, bekommt man Gelegenheit, sie in aller Ursprünglichkeit von den verschiedensten Seiten kennenzulernen. So gelingt es C., den Zauber ihres Wesens bis zu einem gewissen Grade einzufangen und durch die Persönlichkeit dieser Frau, gerade weil er sie durchaus als Frau zeichnet, auch den weiblichen Leser für die Betrachtungen und unausweichlichen Härten der Politik und für das in der Geschichte sich auswirkende grandiose Kräftespiel zu interessieren.

Eingestellt.

Margarethe Schlesinger.

Geschichte, Zeitgeschichte

Emil Schmidt, Geschichte Indiens. Erneut durchgesehen von Richard Schrader. Mit Kartenbeilage und 8 Tafeln. Leipzig 1923, Bibliographisches Institut. 219 Seiten. Preis 3.— M.

Der Fall, welcher zu einer Geschichte Indiens greift, wird entweder bestimmt werden durch ein Interesse an der eigenartigen, insbesondere religiösen Kultur dieses Landes, für deren Verständnis er aus einer Darstellung ihrer Entwicklung in allgemeineren Zusammenhängen Gewinn erwartet, oder aber es ist die bedeutsame Rolle, welche Indien gegenwärtig als Kernland des britischen Reiches im Weltgeschehen spielt und noch in der Zukunft zu spielen berufen scheint, von der sein Interesse ausgeht. Nur in dem letzteren Falle können wir die Lektüre des Schmidtschen Buches, das einen mehrfach ergänzten Sonderdruck aus Helmolts Weltgeschichte darstellt, mit Überzeugung empfehlen. Es unterrichtet — nach einem Überblick über die geographischen Verhältnisse des Landes — über die großen Wanderungen, die die Verteilung und Schichtung seiner Bevölkerung erklären, über die Staatenbildungen auf seinem Boden bis zur Erschließung durch die Europäer, dann besonders gut über diese selbst und die verschiedenen Perioden der englischen Verwaltung und ihre Nachwirkungen. Die moderne, gegen England gerichtete nationale Bewegung findet durch W. E. Peters eine eigene Darstellung. Die großen Erscheinungen der indischen Religionsgeschichte werden ihrem eigentlichen Wesen nach nur skizziert, ihr Einfluß auf die Gestaltung der politischen und sozialen Verhältnisse dagegen tritt genügend hervor. Die Geschichte Echlons ist von der des eigentlichen Indien — darunter hier nur Vorderindien — getrennt.

Schon daß diese Ausgabe die geschichtlichen Zusammenhänge bis auf die Gegenwart fortführt, dann aber die Vorzüge des eigenen Sonderbandes, werden wenigstens für die größere Bächerlei genügende Veranlassung sein, das Buch auch neben Helmolts Weltgeschichte einzustellen.

Eingestellt.

Sultmann.

Robert Endres, Geschichte Europas im Altertum und Mittelalter im Zusammenhang mit der wirtschaftlichen Entwicklung. Wien 1923, Schulwissenschaftlicher Verlag A. Haase. 356 Seiten. Preis 6.— M. (Schulreform-Bücherei Nr. 10.)

Der Verfasser wünscht, „ein schlichtes Volksbuch zu schreiben, in dem ein Lehrer zu Kollegen und anderen Freunden der Geschichte spricht, nicht ein Gelehrter zu Gelehrten“. Er will dem „Laien, der sein geschichtliches Wissen ergänzen möchte“, alles Wissenswerte in möglichst gebräugter Form mitteilen, ohne ihm durch „die Behelmsprache der Fachausdrücke“ die Lektüre zu erschweren. Der Lehrer, an den der Verfasser doch zunächst zu denken scheint, wird, wenn er die Bache befolgt, nach pädagogischen Gesichtspunkten zu sichten und auszuwählen,

die meist recht geschickte schulmäßige Gliederung des Stoffes für den Unterricht fruchtbar machen und die Lücken seines Wissens von geschichtlichen Einzelheiten, wenn er zu eingehenderen Spezialstudien keine Zeit findet, hier leicht ergänzen können. Der „andere Freund der Geschichte“ wird durch die Menge des Bebotenen eher verblüfft als gefördert. Zur ersten Einführung bietet das Buch zu viel, als Nachschlagebuch kann es seiner ganzen Anlage nach doch nicht vollständig genutz sein.

Nicht nur Popularisierung der Wissenschaft erstrebt der Verfasser, er wünscht zugleich die materialistische Geschichtsauffassung in weitere Kreise zu tragen. Eine Erklärung geschichtlicher Vorgänge aus wirtschaftlichen Zusammenhängen im ganzen durchzuführen, ist von Einzelheiten abgesehen kaum versucht, geschweige denn gelungen. Die Sicherheit mit der manche noch stark umstrittene Meinung als sicheres Resultat der Wissenschaft ausgesprochen wird, kann auf unkritische Leser leicht eine wenig wünschenswerte Wirkung ausüben.

Das Buch gehört in Lehrerbibliotheken.

Nicht eingestellt.

Ernst.

Dietrich Schäfer, Osteuropa und wir Deutschen. Berlin 1924, Otto Elsner, IV, 191 Seiten. (Nationale Bücherei, Band 3.) Preis 3.50 M.

Das Buch läßt eine Seite der deutschen Geschichte hervortreten, die in besonderem Maße geeignet ist, das Wesen und die geschichtliche Aufgabe des deutschen Volkes tiefer verstehen zu lehren. Die Geschichte des deutschen Volkes fällt nicht mit der Geschichte des deutschen Staates zusammen. Nicht die geringsten Leistungen hat das deutsche Volk außerhalb des Deutschen Reiches vollbracht. Die Geschichte der deutschen Kolonisation im Osten, die hier Dietrich Schäfer klar und übersichtlich im Rahmen der politischen Geschichte gibt, weiß wenig von kriegerischen Eroberungen zu berichten, um so mehr von friedlicher Kulturarbeit auf fremdem Boden, deren Auswirkungen das wirtschaftliche und geistige Leben fremder Völker befruchtet haben, aber Deutschland selbst nur selten zugute gekommen sind. Mit dem berechtigten Stolz des nationalen Historikers preßt Dietrich Schäfer die Großtaten seines Volkes, das zu allen Zeiten, im Mittelalter wie heute, ein Volk der Arbeit und des geistigen Lebens, nicht in erster Linie ein kriegerisches Eroberungsvolk gewesen ist.

Der Wunsch, aus der Geschichte der Vergangenheit unmittelbare Lehren für die Gegenwart zu ziehen, liegt nahe. Aber man überschätzt leicht die Beweiskraft geschichtlicher Betrachtung. Die Absicht des Verfassers ist, die Kulturbeutung des Deutschtums, das die Kultur des barbarischen Ostens erst ermöglicht hat, zu zeigen und zur Stärkung der Kraft des deutschen Staates zu mahnen, um dem deutschen Volke auch in Zukunft die Erfüllung seiner Kulturmission im Osten zu ermöglichen. Indessen wird die Kulturbeutung des Deutschtums, worin sie auch bestehen mag, in der Gegenwart jedenfalls eine andere sein als in der Vergangenheit, und die Annahme, daß zur Erfüllung der Kulturaufgaben eines Volkes politische Macht notwendige Voraussetzung sei, wird durch die Geschichte der deutschen Kolonisation im Osten mehr widerlegt als bewiesen. Wie man sich nun auch zur Tendenz des Buches stellen mag, sein Wert ist jedenfalls völlig unabhängig von ihr.

Eingestellt

Ernst

Ludwig Freiherr von Pastor, Charakterbilder katholischer Reformatoren des XVI. Jahrhunderts. Freiburg i. Breisgau 1924, Herder. 167 Seiten. Preis 3.20 M.

Die gewaltige, bisher zehnbändige „Geschichte der Päpste seit dem Ausgang des Mittelalters“ von Ludwig von Pastor genießt in der wissenschaftlichen Welt ein unbestrittenes Ansehen, vor allem infolge des Umfangs und der Exaktheit der archivalischen Studien, welche ihre Grundlage bilden. Gelesen wird dieses Werk naturgemäß nur von Fachgelehrten. Es ist zu verstehen, daß der Verlag aus Anlaß des 70. Geburtstages des Verfassers den Gedanken faßte, den berühmten und gefeierten Gelehrten auch einem breiteren Leserkreis durch eine Zusammenstellung geeigneter Abschnitte seines Lebenswerkes bekannt zu machen. Leider kann man nicht sagen, daß der Versuch, den wir hier vor uns haben, gelungen wäre. Der Hauptgegenstand jenes Werkes ist die Geschichte der Diplomatie

und Verwaltung der römischen Kurie, für den man Popularität nicht eben in Anspruch nehmen kann. Die Biographien der Päpste — zum Teil auch wenig erbaulich — waren aus dem allgemeinen Zusammenhang nicht leicht herauszulösen. So wählte man diejenigen von vier großen Heiligen, die Pastor um der Bedeutung willen, die sie für Kirche und Papsttum besaßen haben, seiner Darstellung einverleibte; die des Ignatius, der heiligen Terese, des Filippo Neri und des Carlo Borromeo. Aber die Stärke Pastors liegt nicht in der Schilderung großer Persönlichkeiten und — bei aller Katholizität und Glaubenskreue — insbesondere nicht in der Schilderung religiösen Innenlebens. So werden wir zwar über den Lebensgang seiner Helden und ihr äußeres, in die Zeit eingreifendes Wirken unterrichtet, aber wir schauen ihnen nur wenig ins Herz, werden weder ergreifen und begeistert, noch durch tiefere psychologische Einsichten bereichert. So kann zumal einer Bücherel, die fast ausschließlich mit protestantischen Lesern zu rechnen hat, die doch für jene Gestalten allererst erwärmt werden müßten, die Einstellung des Buches nicht empfohlen werden.

Nicht eingestellt.

Sultmann.

★

Johannes Bühler, Das Frankenteich. Nach zeitgenössischen Quellen. Leipzig 1923, Inselverlag. 592 Seiten. Preis 7.50 M.

Wer den Ursprung des deutschen Staates und die Anfänge selbständigen geistigen Lebens im deutschen Volke wirklich verstehen will, wie das Studium der Geschichte des Frankenteiches nicht vernachlässigen dürfen. Aber im allgemeinen bringt man heute der Geschichte des Frankenteiches nicht das Interesse entgegen, das sie verdient. Höchstens macht Karl der Große eine Ausnahme, aber man vergißt zu leicht, daß seine Gestalt, die immer eine gewisse Anziehungskraft geübt hat, nur aus dem Hintergrunde der früheren Geschichte der Franken voll verständlich ist. Eine Übergangszeit, wie die des Frankenteiches, in dielem un- fertig und unerfüllt, wie den, der in der Vergangenheft ein Ideal der Gegenwart sucht, leicht abstoßen, und die Literatur der Zeit, bisher weiteren Kreisen kaum zugänglich, hat, wenigstens was die Periode vor Karl dem Großen betrifft, die wenigen Gelehrten, die sich mit ihr beschäftigten, durch ihren „barbarischen Stil“ abgesehreckt. So hat der ungünstige erste Eindruck dazu geführt, den wirklichen Wert der Zeit zu unterschätzen. Und doch existieren in dieser Zeit neben so manchen Verfallserscheinungen die fruchtbarsten Keime späterer Entwicklung, in der Stille leben die Traditionen der antiken Kultur, und niemals reißt der Faden ganz ab, der das Altertum mit dem späteren Mittelalter verbindet. Und welche Fülle persönlichen Lebens offenbart sich in verschiedensten Formen! Neben geschilderten und strupellosen Politikern stehen die Gestalten der Missionare, die auf gefährlichen Wanderungen ihren Glaubensmut erproben, und stiller Gelehrter, die fleißige Studien mit einer geistigen Form der Frömmigkeit verbinden. Aber auch rein formal betrachtet, findet sich in der Literatur der Zeit doch manches poetisch oder rhetorisch ansehende Stück, so daß es wohl der Mühe wert erscheint, einmal das Weibende und Wertvolle herauszuheben und weiteren Kreisen zugänglich zu machen.

Die vorliegende Auswahl ist mit sicherem Takte getroffen, sie läßt kaum etwas Wesentliches vermissen und hat nichts aufgenommen, was nicht in irgendeinem Sinn wertvoll wäre. Im Bericht von Zeitgenossen werden uns die Herrscher des Frankenteiches lebendig; daß dabei Karl der Große stark bevorzugt ist, ist fast selbstverständlich. Die Geschichte der älteren Merowingerzeit ist nach Gregor von Tours gegeben und läßt das Erzählertalent dieses wegen seines barbarischen Lateins viel geschmähten Schriftstellers deutlich hervortreten. Im zweiten Teile, der der Kultur des Frankenteiches gewidmet ist, sind außer einer Reihe von charakteristischen Begeben und Verordnungen in reichem Maße Briefe mitgeteilt. Neben dem Briefwechsel des Bonifatius und Karls des Großen interessieren besonders die Briefe Alkuins, die für die Weltanschauung und den Stil der Zeit außerordentlich charakteristisch sind. Die Gestalten des Bonifatius, des Anstas und Alkuin erscheinen in ihren Lebensbeschreibungen, wie sie die Zeitgenossen sahen. In der Auswahl der Dichtungen sind die althochdeutschen stark bevorzugt, doch finden wir auch aus den Dichtungen des gelehrten Kreises am Hofe Karls interessante Bruchstücke, aus älterer Zeit ist Fortunatus vertreten, aus späterer

Strabo und Rottor. Die Mitteilung von Anekdoten aus den sonst wenig bekannten Heiligenleben Gregors von Tours ist besonders dankenswert.

Eingestellt.

Ernst.

Die Limburger Chronik. Eingeleitet von Otto H. Brandt. Mit 17 Abbildungen und Anhang. Jena 1922, Diederichs. LVIII, 123 Seiten. (Das alte Reich.) Preis 6.50 M.

Diese Erneuerung der schönsten und lesbarsten unserer alten deutschen Städtechroniken in einer Sprache, die glücklich Anklänge an den alten Ton bewahrt, geschmückt mit passenden Wiedergaben zeitgenössischer Miniaturen und Kunstwerke, wird die volkstümliche Bächererei mit besonderer Freude begrüßen. Eine solche Chronik des 12. Jahrhunderts ist kein Geschichtswerk in unserem Sinn. Die hohe Politik und die großen Ereignisse der Reichsgeschichte liegen außerhalb ihres Gesichtskreises. Auch ist sie nicht eigentlich Lokals- oder Stadtgeschichte, die Zusammenhänge begreifen, Wesentliches von Unwesentlichem scheiden würde. Unbestimmt um Disposition und um alle „Gesichtspunkte“ bezeichnet der Stadtschreiber von Limburg an der Lahn, Ulemann Ehen von Wollfagen, seines Standes ein Geistlicher, seiner Gesinnung nach — und besonders im Stolz auf seine Heimatstadt — ganz Bürger, was an Vorfällen und Zeltererscheinungen ihm legendäre merkwürdig erscheint. Selten gibt er ein eigenes Urteil zu seinen Berichten, ganz erfüllt ihn die Freude am Schauen, und diese Freude teilt sich dem Leser unwillkürlich mit. Bild folgt sich an Bild und der Leser verliert fast ohne es zu merken in das bunte, bewegte und wunderliche Leben einer vergangenen Zeit. Von Korn- und Weinernte lesen wir, von seltsamen Naturereignissen und Mißgeburten, von Geben und Sündnissen der Ritter und Städte, von Verbrechen und ihrer Ahndung, von Menschen, die durch Schicksal oder Kunstfertigkeit bemerkenswert sind, von alter Sitte und Brauch des Volkes, von neuen Kleidermoden und neuen Tadeln, die man singt. Die zahlreich eingestreuten Volksliebeserzählungen sind ein besonderer Reiz der Chronik. Einbruchsroll sind die Schilderungen düsterer und grauenvoller Vorgänge: der Pestepidemien, Judenverfolgungen und der ausführlich dargestellten religiösen Massenepischen der Zeit, der Geißlerfahrten und der seltsamen Langweil des Jahres 1379.

Die Einteilung Brandts gibt dem Leser eine Orientierung über die größeren geschichtlichen und kulturgeschichtlichen Zusammenhänge, denen die in der Chronik erzählten Vorgänge und vorab auch diese selbst sich einfügen. Sie ist etwas ausführlich geraten und bringt mehr Stoff, als zum Verständnis und Genuß des Buches nötig wäre, kann dadurch wohl gar manchen Leser abschrecken. Doch wird nur derjenige, der selbst schon einige allgemeingeschichtliche Orientierungen besitzt, sie ganz überschlagen dürfen. Dankenswert ist der Anhang, der einige Quellenstücke aus anderen Werken über die Geißler zusammenstellt.

Eingestellt.

Sultmann.

Der Bauernkrieg in zeitgenössischen Schilderungen. Herausgegeben von Otto H. Brandt. Leipzig, v. J., Inselverlag. 72 Seiten. Preis —.75 M.

Bücher, die sich mit dem Bauernkrieg beschäftigen, können mit Recht auf starkes Interesse in allen Kreisen unserer Leser rechnen. Als die erste große soziale Revolution in Deutschland, als ein Ereignis, das die Reformationsgeschichte von einer besonderen Seite zeigt, als das aktive Hervortreten eines Standes, der für das deutsche Volkstum zu allen Zeiten so unerblickliche Bedeutung gehabt hat, verdient der Bauernkrieg unsere Beachtung für alle, die deutsches Wesen und deutsche Geschichte tiefer begreifen wollen.

Die Berichte von Zeitgenossen, die hier zusammengestellt sind, sind nach dem Prinzip ausgewählt, möglichst Augenzeugen aus verschiedenen Gegenden und verschiedenen Ständen zu Worte kommen zu lassen. Ein besonderer Reiz des Buches besteht in der Art, wie die verschiedenen Stände sich durch ihre verschiedenen Auffassung des Bauernaufstandes zugleich selbst charakterisieren. Wir erhalten Einzelbilder aus der Bewegung im Allgäu, in Schwaben und Franken, die weniger den Zusammenhang der geschichtlichen Ereignisse als ihre Wirkung auf das Leben des einzelnen Ortes und das Schicksal des einzelnen Menschen

illustrieren. Ein Ritter, eine Nonne, ein protestantischer Pfarrer und ein Bürger erzählen in der Sprache des 16. Jahrhunderts kunst- und schmucklos, zum Teil etwas formlos und undeutlich, was sie in jenen Tagen erlebt und gehört haben, und gerade die anspruchslöse Einfachheit der Darstellung gibt ihren Berichten unmittelbare Wahrheit und frisches Leben.

Eingestellt.

*

Ersst.

Freiherr vom Stein, Staatsgedanken. Aus seinen un veröffentlichten Geschichtswerken. Neue Dokumente seiner politischen Anschauungen, herausgegeben von Erich Bohnenhart, Tübingen 1924, Osländersche Buchhandlung. IV, 156 Seiten. Preis 3.50 M.

Die Geschichtswerke des Freiherrn vom Stein, aus denen hier zum ersten Male Auszüge veröffentlicht werden, zeugen mehr von dem regen Interesse, das er der Geschichte seines Volkes und der des westlichen Erbfeindes entgegenbrachte, und von den gründlichen wissenschaftlichen Studien, zu denen er in einem tätigen Leben Zeit fand, als von einer besonderen Begabung für den Beruf des Geschichtsschreibers. In der Darstellung älterer Zeiten oft kurz und trocken, nur interessant, wo Zeiten und Personen in kurzem Prozeß ohne nähere Begründung unbarmherzig abgeurteilt werden, sind sie auch in der Schilderung der eigenen Zeit bei der Einseitigkeit seines Standpunktes, der Leidenschaftlichkeit seines Temperaments, seiner Neigung zu schroffen und summarischen Urteilen als Geschichtswerke fast wertlos, als Geschichtsquellen nur mit größter Vorsicht zu benutzen. Am meisten Leben und Farbe hat die unvollendete Geschichte des Zeitraums von 1780—1799. Der leidenschaftliche Haß gegen die gottlose und sittenlose französische Nation und ihren „leichtsinnigen Versuch, ihre Staatsverfassung umzuformen“, macht sie zu einer wichtigen Anklageschrift gegen die französische Revolution, die „französische Geschichte“ bietet interessante Bemerkungen über deutsche und preussische Verhältnisse, die naturgemäß sehr schroff und einseitig beurteilt werden. Im ganzen ist es sehr verständlich, daß diese schwer genießbaren Schriften bisher nicht veröffentlicht sind.

Trotzdem wird man dem Herausgeber dankbar sein können, daß er durch eine Auswahl längerer Abschnitte aus diesen Werken uns einen neuen Einblick in die Gedankenwelt des Freiherrn vom Stein gibt. Wer allerdings die politischen Gedanken Steins kennenlernen will, wird trotz des vielversprechenden Titels in dieser Auswahl weniger finden, als er erwartet. Stein spricht seine politischen Anschauungen nirgends im Zusammenhang aus, man muß sie aus seinem Urteil über bestimmte geschichtliche Erscheinungen erst erschließen und kann sich dabei um so mehr täuschen, als auch diese rein geschichtlichen Urteile selten näher begründet sind und sich zuweilen direkt widersprechen. Der Herausgeber wünscht aus Steins eigenen Ausprüchen zu erweisen, daß er ein Gegner der modernen Demokratie und Verehrer des altdeutschen Ständestaats und, weit entfernt, in seinen Reformen von der französischen Revolution beeinflusst zu sein, Zeit seines Lebens Feind aller Ideen der Revolution gewesen sei. Daß der Reichsfreiherr sein Leben lang mit seinem Herzen an der ständischen Verfassung des alten deutschen Reiches hing und die Franzosen und alles, was von Frankreich kam, von Herzen haßte, ergibt sich in der Tat aus der ganzen Art, wie er die deutsche und die französische Geschichte behandelt. Wie weit diese Gefühle seine praktische Politik und die Gedanken, die sie leiten, beeinflusst haben, darüber spricht er sich nirgends aus, und es wäre psychologisch gar nicht unbegründet, wenn „die unbedauten metapolitischen Meinungen der elken Sophisten des Zeitalters“ ihn in Wirklichkeit vielleicht stärker beeinflusst hätten als er zugab und vielleicht selber wagte.

Wenn das Buch nicht so aufschlußreich für die politischen Ideen Steins ist, als man erwartet, so ist es um so wertvoller für das Verständnis seiner persönlichen Eigenart und seines Verhältnisses zu seiner Zeit und seinem Volk. Stein bemüht sich sichtlich ruhig und sachlich zu sein und seine Person so wenig als möglich hervortreten zu lassen, es gelingt ihm selten ganz. Mitten zwischen den trockensten und nächstersten Erörterungen erscheinen plötzlich und unvermittelt Sätze von elementarer Wucht, in denen die zurückgebrängte Leidenschaft dieser vulkanischen Natur ausbricht. Und seine Urteile über Zeitgenossen und Zeitverhältnisse, oft schroff und ungerecht, immer scharf und klar ausgesprochen, sind immer unendlich

charakteristisch für ihn selbst und lassen doch auch manche Personen und Dinge in neuem Lichte sehen. Daselbe gilt, wenn auch in geringerem Maße, von seinem Urteil über frühere Zeiten.

Keineswegs durch gefällige Leichtigkeit der Darstellung anziehend, aber in seiner schroffen Kürze oft um so eindrucksvoller todes das Buch Lesen von ernsterem Interesse, die den Freiherren vom Stein tiefer verstehen wollen, zwar nicht zu einem vollen Gesamteindruck seiner Persönlichkeit verhelfen, wohl aber bestimmte Seiten seines Wesens näherbringen.

Eingestellt.

Ernst.

H. H. Houben. Der gefesselte Biedermeier. Literatur, Kultur, Zensur in der guten alten Zeit. Leipzig 1924, H. Haessel. 272 Seiten. Preis 6.— M.

Es ist kein Wunder, daß sich H. H. Houben besonders eingehend mit der Zensur und ihrer Geschichte beschäftigt hat. Er ist ein gründlicher Kenner des Jungen Deutschlands, und seine deutsche Schriftstellergeneration hat so unter der Gewalt Herrschaft der Zensur zu leiden gehabt wie die Dichter, Journalisten, Belehreten, die nach den Befreiungskriegen, also zwischen 1815 und 1848, vor die Öffentlichkeit traten. Wer eine Geschichte des Jungen Deutschlands schreiben will, hat eingehend davon zu berichten, wie die Schriftsteller und ihre Verleger sich mit der Zensur auseinandersetzen mußten, und weiterhin, wie die Zensur das Wesen des schriftstellerischen Schaffens beeinflusste. Houbens Art liegt der letzte Punkt, der wichtigste für tiefere Literaturbetrachtung, weniger; ihn beschäftigt hauptsächlich, wie Schriftsteller und Verleger das fertige Werk im Kampfe mit der Zensur veröffentlichten und verbreiteten, und eine besondere Note erhält sein Werk dadurch, daß er mehr als andere Forscher vor ihm den Kampf des Verlagsbuchhandels zu schildern weiß.

Zusammenhängende Darstellung gibt Houben nicht. Seine Art ist, einzelne Episoden des Kampfes mit der Zensur attennmäßig genau herauszuarbeiten und in grelles Licht zu setzen. Auf diese Weise gibt er zugleich dem Fachmann, der bei ihm stets etwas Neues findet, und der breiteren Schicht der Gebildeten, die Überblick gewinnen und Haupttatsachen kennen lernen wollen. Houben behandelt im vorliegenden Bande die Zeit von 1815 bis 1830. Sehr scharf und eindringlich hebt er von Anfang an hervor, daß die deutschen Regierungen die Zensur ausbauen und verschärfen, um den Willen zum deutschen Staatsbürgertum, dem sie während der Napoleonischen Kriege geschmeichelt haben, wortbrüchig niederzuhalten, ein Verbrechen, das ein Jahrhundert lang nachgewirkt hat, und dieser Hinweis klingt hinfort durch das ganze Buch, hält das bunte Episodengewebe zusammen. Alle Gebiete, auf denen der Zensor wirkete, werden beachtet: die Zeitungsliteratur, die Buchproduktion, die Bühne. Mit gleicher „Liebe“ werden die österreichischen Zustände behandelt wie die preussischen und die durch Goethes Eingreifen besonders bemerkenswerten tirolerischen. Ein Kabinettstück ist das dritte Kapitel, die Geschichte des grotesken Kampfes, den der österreichische Geschichtsforscher Schneller mit dem Zensor auszufechten hatte. Nicht zum wenigsten reichhaltig ist (besonders auch für die Leipziger) und namentlich für die Lebhafte, was über das ganze Buch verstreut vom alten F. A. Brockhaus berichtet wird, dem liberalen Pötkopf, der immer toledert mit der sächsischen, preussischen, altenburgischen, österreichischen Zensur zusammenkößt, jede Altlasten reißt, aber, wenn das Geschäft gefährdet ist, auch kein heulend und die Rechte seiner Autoren nicht immer wahr. Es ist zu bedauern, daß Houben diesem alten Herrn, dem Vater des modernen Konversationslexikons, nicht ein besonderes Kapitel gewidmet und ihn nicht in ganzer Figur, mit all seinen großen Vorzügen und nicht minder großen Schwächen, gemalt hat.

Der gefesselte Biedermeier ist gewissermaßen eine Fortsetzung von Houbens früherem Bande: Hier Zensur — wer dort? Es soll noch ein dritter folgen, der die Zeit von 1830 bis 1848 behandelt. Er wird sicher nicht weniger belehrend und unterhaltend ausfallen als die beiden bisher erschienenen.

Eingestellt.

Morgenstern.

Mag Hoffmann, Der Krieg der versäumten Gelegenheiten. Mit Kartenbeilagen. München 1924, Verlag für Kulturpolitik. 232 Seiten. Preis 8.— M.

Diese Erinnerungen des Generals Hoffmann gehören fraglos zu den allerbedeutendsten Veröffentlichungen über den Weltkrieg von militärischer Seite. Hoffmann hat den ganzen Krieg an der Ostfront als Generalstabsoffizier — seit August 1916 als Chef des Generalstabes des Oberbefehlshabers Ost —, also in einer Stellung mitgemacht, die ihm den besten Einblick in den Gang der Ereignisse gestattete; zuletzt ist er bei den Verhandlungen in Brest-Litowsk herangezogen. Sein Buch gibt einen hervorragend klaren, die strategischen Zusammenhänge übersichtlich herausarbeitenden Bericht über die deutschen Operationen im Osten, der zugleich durch die Einarbeitung einer Fülle charakteristischer persönlicher Eindrücke belebt wird. Darüber hinaus aber erhebt sich der Verfasser zu einer kritischen Betrachtung der deutschen Kriegsführung überhaupt, deren Grundtendenz schon der Titel eindeutig bezeichnet. Die Möglichkeit einer günstigen Entscheidung des Krieges bestand nach Hoffmanns Auffassung zu wiederholten Malen, durch das Versagen der drei obersten Heeresleitungen Moellke, Falkenhain und Ludendorff, wurde sie jedesmal verpasst. Obwohl die Klarheit der Ausführungen des Verfassers, denen alle persönliche Befähigung fehlt, überzeugend wirkt, wird der Laie sein Urteil zurückhalten müssen, aber schon die Erwägung der entscheidenden Situationen des Krieges unter so umfassenden Perspektiven wird ihm Gewinn bringen, auch die Einsicht in die enge Verbindung militärischer und politischer Kriegsführung, die ihm hier eindringlich vermittelt wird. Jedenfalls kann eine Lektüre, welche ihren Lesern die Reichenschaftsberichte Falkenhains und Ludendorffs anbietet, ihnen das kritische Wert Hoffmanns nicht vorenthalten.

Eingestellt

Bulmann.

Hans von Rimscha, Der russische Bürgerkrieg und die russische Emigration 1917—1921. Jena 1924, Frommannsche Buchhandlung. X, 170 Seiten. Preis 4.— M.

Diese fleißige und gründliche Arbeit führt in die Gedankenwelt der russischen Emigration ein, kennzeichnet die verschiedenen Strömungen und Richtungen in ihr und läßt die allmähliche Wandlung der Anschauungen im Verhältnis zu den europäischen Mächten wie zum Bolschewismus verständlich werden. Nur unter diesem Gesichtspunkt werden die Ereignisse des russischen Bürgerkriegs in der ersten kleineren Hälfte des Buches behandelt.

Ohne eigene Stellungnahme rein referierend, fleißig Zitate sammelnd, kann der Verfasser mit seiner klaren, trockenen und sachlichen Darstellung nur denen etwas bieten, die ein spezielles Interesse an dem Gegenstand haben; neues Interesse daran zu erwecken, ist das Buch nicht geeignet. Für Leser, die sich mehr für den Bürgerkrieg als für die Emigration interessieren, kommt es kaum in Betracht. So ist die Anzahl der Leser, auf die es rechnen kann, so eng beschränkt, daß seine Anschaffung nicht empfohlen werden kann.

Nicht eingest.!

Erst.

Erldtjof Ransen, Rußland und der Friede. Leipzig 1923, Brockhaus, 188 Seiten. Preis geb. 8.— M.

Der durch seine Nordpolfahrten bekannte Reisende hat als Leiter des europäischen Rüstwerkes zur Bekämpfung der Hungersnot in Rußland die inneren Verhältnisse des Landes gründlich kennengelernt und doch dem Streit der Parteien gegenüber die unabhängige Stellung des kritischen Ausländers bewahrt. Die Unübersichtlichkeit der Verhältnisse im heutigen Rußland läßt vorläufig ein abschließendes Urteil unmöglich erscheinen, und man wird gut tun, allen Berichten über diese unklaren Anfänge einer Entwicklung, deren Ende niemand voraus sagen kann, mit größter kritischer Vorsicht gegenüberzutreten. Immerhin wird man von einem Buche Ransens mehr Belehrung über russische Zustände erwarten können als von Parteischriften oder von Berichten anderer Reisender, die flüchtige Eindrücke des Augenblicks wiedergeben.

Nansen gibt keine Reisebeschreibung und spricht nur beiläufig von seiner eigenen Tätigkeit. Das Buch ist seinem Hauptinhalt nach eine nationalökonomische Studie mit ausführlicher Erörterung wirtschaftlicher Einzelfragen und reichem statistischen Material. Er wünscht im Interesse Rußlands wie Europas ausländisches Kapital zur Beteiligung am Wiederaufbau Rußlands zu gewinnen. Die bisherigen, zunächst freilich noch recht bescheidenen Ergebnisse der „neuen ökonomischen Politik“ scheinen der weiteren Entwicklung günstige Aussichten zu eröffnen trotz der gegenwärtigen Schwierigkeiten, die Nansen in keiner Weise zu verschleiern sucht, da nur ein klarer Begriff von ihnen ihre Überwindung ermöglicht. Nansens Zukunftshoffnungen gelten nicht nur dem russischen Wirtschaftsleben. Er hofft auf die Entstehung einer wirklich russischen Volkskultur in der Zukunft, wenn die ausländischen Tendenzen, von denen Rußland in der Zeit der Zaren und in der ersten Phase des Bolschewismus beherrscht war, ihre Macht verloren haben.

Lesern, die wirklich ernstes Interesse für Rußland und einiges Verständnis für wirtschaftliche Fragen haben, kann das Buch, trotzdem manches statistische Einzelmaterial bei dem raschen Gange der Entwicklung schon heute veraltet ist, im ganzen reiche Belehrung bieten.

Eingefleht.

Ernst.

★

Heinrich Meyer, Aus der Geschichte von Meuselwitz. Meuselwitz 1924, Selbstverlag des Verfassers. 332 Seiten Text und 14 Seiten Bildersammlung. Preis geb. 6.— M.

Mit dem Namen Meuselwitz ist die Vorstellung: Kohlenrevier verknüpft. Erhielten wir ein Buch, das uns über die Bodenschätze des Meuselwitzer Gebietes berichtet, über ihre Entdeckung und allmähliche Erschließung und im Zusammenhang damit über die Entwicklung des Orts — es könnte des Interesses weiterer Kreise sicher sein.

Für den Meuselwitzer selbst ist ja aber seine Heimat weit mehr als Kohlenrevier. Er pflegt Erinnerungen an die Schlafale, die die Heimat im dreißigjährigen, im siebenjährigen und in den Befreiungskriegen erfahren hat, er gedenkt der bescheidenen Rolle, die Meuselwitz in den Revolutionsjahren 1830 und 1848 gespielt hat, er hat von Degenprozessen gehört, die in Meuselwitz geführt wurden, er weiß von alten Familien und ihren Schlafalen, vielleicht auch von dem Kaiserfeld Ludwig und dem Feldmarschall Friedrich Delarich von Sedendorf aus Meuselwitz, den Friedrich II. fortzuschleppen ließ. All das und noch mehr gehört in ein Meuselwitzer Heimatbuch, das für Meuselwitzer und dann vielleicht noch für Altenburger Landleute bestimmt ist. Für die breitere Öffentlichkeit ist es ohne wesentliche Bedeutung.

Das Meyersche Buch ist ein Heimatbuch in diesem Sinne. Es ist zu mehr als drei Vierteln Lektüre für heimatkreut Meuselwitzer, zu knapp einem Viertel auch für weitere Kreise — soweit es von der Erschließung der Kohlenfelder handelt —, für diese aber wieder nicht eingehend genug, und auch deshalb nicht genügend, weil es die Entwicklung nicht über den Weltkrieg hinaus verfolgt.

Das soll nicht heißen, daß das Buch im einzelnen nicht weitere Kreise interessieren könnte. Es läßt sich z. B. denken, daß einer, der über Degenprozesse schreibt, das zur Erläuterung heranzieht, was die Alten über Meuselwitzer Degenprozesse enthalten. Was über die Entwicklung des Postwesens mitgeteilt wird, kann ähnlich benutzt werden. Zur Revolutionsgeschichte werden auch bemerkenswerte Züge mitgeteilt. Aber diese Dinge stehen hier in einer Darstellung, deren Lektüre dem großen Publikum nicht zugemutet werden kann.

In der letzten Zeit sind eine Menge Heimatgeschichten erschienen, nicht bloß von großen Städten wie Frankfurt a. M. (leider nicht von Leipzig), auch von kleinen Nestern. Es scheint an der Zeit, daran zu erinnern, daß die Verfasser solcher Stadt- und Ortsgeschichten sich vor allem klarzumachen haben, für wen sie schreiben wollen, ob für ihre Heimatgenossen im engeren und weiteren Sinne oder für weitere Kreise. Das dürfte für die Arbeiten selber von Vorteil sein, insofern sie von vornherein nach ihren Wirkungsmöglichkeiten geplant und ausgeführt werden, und dürfte auch dem Verfassern Enttäuschungen ersparen können, insofern sie von vornherein den möglichen Leserkreis richtig abschätzen.

Das Meyer'sche Werk ist ein liebenswürdiges und gewichtiges Buch, aber es kommt fast nur für Meuselviher und Sachsen-Altenburger Bücherelen und Leser in Betracht.

Eingestellt.

Morgenstern.

Leipziger Kalender. Illustriertes Jahrbuch und Chronik. Herausgegeben von Georg Merseburger. 12. Jahrgang 1925. Regensburg und Leipzig, Habel & Naumann. 282 Seiten. Preis geb. 5.— M.

Der Leipziger Kalender, dessen erste elf Jahrgänge wir besitzen, erscheint jetzt nach zehnjähriger Pause wieder unter Verantwortung des alten Herausgebers, aber in einem neuen Verlag, der ihm bunteres Bildmaterial zuführen konnte. Das Unternehmen hat seinen Charakter gewahrt. Das Programm, das im jeweils abgelauten Jahre in Leipzig Geschehne und Belebte zu überschauen und in Wort und Bild die Erinnerung an vergangene Zeiten zu pflegen, wird in gewohnter Weise durchgeführt, zu einem großen Teile von Mitarbeitern, die von Anfang an am Werke sind. Das bevorstehende Jubiläum des Börsenvereins der deutschen Buchhändler hat den Herausgeber veranlaßt, in diesem Jahrgang in mehreren Aufsätzen Leipzig als Bücherstadt vorführen zu lassen; die Bedeutung des Börsenvereins wird gewürdigt, die Nachwirkungen der Zugra werden geschildert, zwei eigenwillige Vertreter der Leipziger Verlegerwelt werden liebevoll porträtiert. Daraus schließt sich ein buntes Mosaik sehr verschiedener Wesen und Werte, und am Schluß steht wieder die sorgfältig ausgearbeitete Leipziger Jahreschronik, von jeher im Grunde der gewichtigste Beitrag des Kalenders, verfaßt von Paul Weigel, dem Direktor des Statistischen Amtes.

Der Herausgeber ertzelt sich wieder wie früher als rüdig und betriebsam, läßt aber wiederum den sichern Bild für das Wertvolle öfter vermissen. Was an sogenannter schöner Literatur geboten wird, ist ähnlich trostlos geringwertig wie in früheren Jahren meistens. Das Ganze macht, von den wenigen Beiträgen abgesehen, die zum eisernen Bestand des Kalenders gehören, mehr den Eindruck buntfarbigem Durchsinnanders als sachlicher Fülle. Immerhin wird der Freund der Stadtgeschichte auch in diesem Bande, wie in den früheren gern blättern und allerhand Bemerkenswertes finden.

Eingestellt.

Morgenstern.

Länder- und Völkertunde; Reisen

Ewald Banse, Die Seele der Geographie. Geschichte einer Entwicklung. Braunschweig 1924, Westermann. 96 Seiten. Preis geb. 2.60 M.

Banse ist Begründer und Wortführer der neuesten Richtung in der Geographie, die langsam an Umfang und Gehalt wächst, weil sie im Rahmen einer allgemeinen Erscheinung auf geistigem Gebiete steht. Sie hat den Glauben an den endgültigen Wert rein wissenschaftlicher Behandlung der Länderkunde ausgegeben und ringt statt dessen, auf wissenschaftlicher Grundlage stehend, um künstlerische Gestaltung des aus zahlreichen Erlebnissen sich aufbauenden Eindruck von Natur und Menschen. Wir haben damit zweifellos eine Bewegung vor uns, welche die volkstümliche Bucherei im Auge behalten muß, denn es ist ja eine alte Erfahrung, daß ihren Lesern mit den gelehrten Länderkunden nicht viel gebient ist. Wir verdanken der neuen Richtung u. a. das schöne Buch von Walzel „Urwald, Feld, Wüste“. Leider ist Banse nicht nur einer der tüchtigsten, sondern auch einer der hitzigsten Vertreter. Er will sich den Erfolg erzwingen. Daher seine oft übertrieben Verdächtigungen, die selten ohne heftige Angriffe gegen die „alte Geographie“ sind. Folgen sind: Stürme der Entrüstung auf der andern Seite, in denen meist auch das Gute untergeht, was an ihm ist. Hierdurch wird er wiederum gereizt und sein von jeher gut ausgebildetes Selbstgefühl läßt ihn einen unausreißlich unbefehlenden Ton anschlagen. Banse ist ein begabter und äußerst fleißiger Kopf — sein zweibändiges verdienstvolles Lexikon aller Geographie legt Zeugnis davon ab —, aber menschlich berührt er uns nicht sympathisch. Wir haben sein Hauptwerk „Die Lärkel“ eingestellt und die Älteren, die er selber „schon seit Jahren

nicht mehr lesen" kann, noch nicht ausgeschlossen. Ich könnte mich auch für die neueren Arbeiten "Harem, Sklaven, Karawanen" und "Wästen, Palmen und Basare" einsetzen, aber nicht für seine polemischen Schriften. Zu diesen gehört in gewissem Umfange auch "Die Seele der Geographie", in der er von seiner persönlichen, einem streiten Wandel unterliegenden Entwicklung schreibt. Sie ist nur für den Fachmann von Bedeutung.

Nicht eingestellt.

Dröbiger.

*

Deutschlands Städtebau. (Eine Sammlung von Einzelschriften.)
Berlin-Halensee o. J., „Dati“ Deutscher Architektur und Industrie-Verlag. Preis durchschnittlich 2.50 bis 3.— M.

Der Dati-Verlag ist ein Geschäftsunternehmen ohne Nebenabsichten. Er nutzt das Bedürfnis der Stadtverwaltungen nach repräsentativen Propagandamitteln aus. In der Regel gewinnt er schnell ihre Zustimmung, die Herausgabe zu übernehmen, denn die Kosten trägt die Industrie, die den größten Teil der Schrift mit Aufsätzen und Anzeigen ihrer Kellameister ausfüllt. Einige Schwierigkeiten bieten nur die Aufsätze, welche berichten sollen, wie herrlich weit man es gebracht hat. Einige Männer, die gern etwas bedeuten wollen, drängen sich dazu, an gewissen Stadtgrößen glaubt man nicht vorbeigehen zu dürfen, tüchtige Fachleute, die nicht immer schreiben können, werden genötigt, sich die sachlichen Beiträge abzuqualen. Und so schleicht um schnell zusammengeraffte Abbildungen ein falsch verstandener Lokalpatriotismus auf. Findet sich auch hier und da ein guter Beitrag, so bleibt doch der Gesamteindruck unzureichend. Wenn die Stadt dann ihr Spiegelbild erblickt, merken die Verantwortlichen zu spät, daß sie ein Unternehmen unterstützt haben, das in der Anlage verfehlt ist. In der Stadt drängt man sich zunächst an das neue Buch heran, bald verschwindet die Neugierde, nicht so schnell die Auflage, so daß der Rest meist im Warenhaus veramficht wird. Der schädliche Einfluß des Verlages besteht einmal darin, daß er einen Rahmen spannt, den Mitarbeiter mit kulturellen Absichten abzeichnen müssen, falls sie nicht mit den Wästen heulen oder sich merkwürdig allein stehend vornehmen wollen. Dann hält aber auch das fertige Buch ein Aufkommen besserer Bücher hintenan.

Unter den vorliegenden Büchern: Halle, Ehemalig und Regensburg der Sammlung, in die bisher etwa 90 Bände eingereiht sind, macht das Buch über Halle eine gewisse Ausnahme. Trennt man den Kellameister von Seite 82 an ab, so bleibt ein ganz hübscher Rest, der aber auch noch nicht ganz von Kellameisterabsichten frei ist. Ich kann mich daher selbst für die gelungenen Bände der Sammlung nicht erwidern, zumal ich es für nötig erachte, das Unternehmen als Ganzes zu bekämpfen.

Zum Abschluß eine Stilprobe aus dem Bande Regensburg: „Die vielen Wasser, die Jahrhunderte hindurch die Donau hinabgefloßen sind, sie konnten die Liebe zu diesem herborragenden Merkmal kirchlicher Baukunst, das die Welt mit Bewunderung und Hochachtung erfüllt hat, nicht ausschöpfen.“ (S. 61.)

Nicht eingestellt.

Dröbiger.

*

Karl Sapper, Die Tropen. Natur und Mensch zwischen den Wendekreisen. Mit 40 Bildern. Stuttgart 1923, Strecker & Schröder. 152 Seiten. Preis 3.50 M.

Schilderungen tropischer Länder fehlen uns nicht, wohl aber ein zusammenfassendes Werk, welches die tropische Zone darstellt in ihrer Eigenart als Lebensraum, in ihren Beziehungen und Gegensätzen zu den übrigen Zonen wie auch im besonderen als wirtschaftliches Neuland von wachsender Bedeutung für die Länder innerhalb des gemäßigten Klimas. Solche Bücher zusammenfassender Art pflegen bei weitem nicht so beliebt zu sein wie eine Reisebeschreibung, bei dessen Lektüre der Leser vorwiegend die Aktivität des Reisenden bewundernd zu genießen pflegt. Es ist aber nicht von der Hand zu weisen, daß gerade derartige Bücher infolge der Weite ihres räumlichen und geistigen Horizontes äußerst lehrreich sein können.

Sapper kennt große Gebiete der Tropen aus eigener Erfahrung und ist ein Gelehrter von Ruf, darum verbinden sich in seinem Buch aufs glücklichste gründliche Sachkenntnis mit der fesselnden Lebendigkeit selbst beobachteter Erscheinungen.

Das zeigt sich gleich zu Beginn, wo er uns in die unbeflebte Natur einführt und die Eindrücke des Tropenhimmels schildert. Er geht weiterhin ein auf die Wärmeverhältnisse, die gewaltigen Windysteme, die Trocken- und Regenzelten, die Zustände zu Wasser und zu Lande und schließt diesen Abschnitt mit anregenden Betrachtungen über den physischen Tropenhaushalt, der hauptsächlich durch Luft- und Meeresströmungen geregelt wird. Unsere oft phantastischen Vorstellungen über tropische Tier- und Pflanzenwelt lenkt er in richtige Bahnen. Der letzte Teil des Buches widmet sich dem Menschen, untersucht die Gesundheitsverhältnisse, die Eignung der einzelnen Rassen für den Aufenthalt in den Tropen, beleuchtet die wirtschaftlichen Verhältnisse der Eingeborenen und den europäischen Einfluß. Sapper läßt erkennen, daß sich zwar die wirtschaftlichen Anforderungen der verschiedenen Zonen miteinander versöhnen lassen, aber doch das Abhängigkeitsverhältnis der Tropenländer so stark ist, daß sie sich dem Ausbeutungsabsichten der gemäßigten Zonen nur schwer entziehen können. Das Buch ist mit vorzüglichen Abbildungen versehen und verschafft dem gebildeten Leser eine genussreiche Lektüre. Eingestellt.

Drösch.

Bernhard Brandt. Kulturgeographie von Brasilien. Mit 5 Tafeln und Abbildungen im Text. Stuttgart 1922, J. Engelhorn's Nachf. 112 Seiten. Preis 3.— M.

Diese Schrift eilt einer umfangreicheren voraus. Sie ist der für Auswanderer wichtigste Teil einer beachtlichsten Landeskunde von Brasilien. Der Wunsch des Verfassers, der starken Nachfrage nach Literatur über ein Gebiet, an dessen Besiedlung Deutsche schon erheblichen Anteil gehabt haben, rasch entgegenzukommen, ist nicht ohne Nachteile für die Ausführung der Arbeit geblieben. Abgesehen davon, daß sie nur eine Teilarbeit ist, hat sie jedoch methodisch gewisse Vorzüge. Brandt versucht die Frage: was läßt sich in Zukunft von Brasilien erwarten, dadurch zu beantworten, daß er die materielle Kultur — der geistigen ist nur ein kurzes Kapitel gewidmet — entwicklungsgeschichtlich und vergleichend betrachtet, und zwar soweit sie geographisch in Erscheinung tritt. In flüssiger Darstellung erfahren wir, was im Laufe einer 400 jährigen Kolonisation aus dem portugiesischen Brasilien wurde. Der Volkscharakter wandelte sich unter den geographischen Einflüssen und durch hinzukommende Angehörige von etwa 20 anderen Nationen; auch mischten sich Welse mehr oder weniger stark mit Farbigen. Daraus erwachsen dem Staate wichtige bevölkerungspolitische Aufgaben.

Brandt gibt weiterhin an: die Voraussetzungen für das Wirtschaftsleben, die Gründe für Zellen des Gedeihens und Vertümmerns, die Formen der Wirtschaft und Besiedlung in den verschiedenen Landstrichen sowie die Verkehrsverhältnisse. Er begleitet den Einwanderer vom Dampfer bis auf das bereits mehr oder weniger hergerichtete Kolonistenland. Im dem Endkapitel über die geistige Kultur behandelt er hauptsächlich die Sprache und die Beziehungen Brasiliens zum Ausland. Bedauerlich ist, daß der Leser vorläufig auf eine gründliche Behandlung dieser Fragen verzichten muß. Immerhin erschließt ihm Brandt die heutigen Zustände aus den gemessenen, so daß er selber je nach Temperament seine Erwartungen für die Zukunft spannen kann. Ich möchte wohl das vollständige Werk und eine nochmalige Durcharbeitung des vorliegenden Teils abwarten; nur die dringende Nachfrage unserer Leser könnte uns bestimmen, schon diesen Teil als Verbrauchsmaterial einzustellen.

Eingestellt.

Drösch.

Anton Steppan. Überseeische Auswanderung. Eine Schrift für alle Auswanderer und Auswanderungslustige. Heidelberg, 1924, J. Groos. 90 Seiten. Preis 2.— M.

Der Auswanderer hat das Bedürfnis zu fragen, aber völlige Unkenntnis der Verhältnisse hindern ihn oft, nach dem zu fragen, was er wissen muß, und dort zu fragen, wo er sachkundige Antwort erhält. Steppan gibt ihm in dieser Hinsicht

wertvolle Fingerzeige. Er nennt ihm auch die wichtigsten Schiffsahrtslinien, sagt ihm, wie er sich zur Überfahrt vorzubereiten, sein Gepäck zu verpacken hat und wie ein Ozeandampfer eingerichtet ist. Er begleitet ihn auf einer Fahrt vom Hamburg nach Südamerika, bespricht die Ankunft in Übersee, die Belegenheiten zu erstem Untertommen und die persönlichen Vorbedingungen der erfolgversprechenden Gründung einer Egltenz. Beachtenswert erscheinen mit auch die Angaben über die nationale Zusammensetzung der in Übersee bereits eingewanderten Bevölkerung und die damit in Verbindung stehenden Einreisebestimmungen. Über die sonstigen Vorzüge und Nachteile der einzelnen Auswanderungsziele erfahren wir dagegen nichts. Das sympathisch geschriebene Heft bringt vieles, was in der Regel bei Ratgebern für Auswanderer übersehen wird.

Eingestellt.

Drösch.

*

Rurt Faber, Rund um die Erde. Irrfahrten und Abenteuer eines Brünhorns. Ludwigshafen am Bodensee o. J., Haus Hohth-Verlag. 309 Seiten. Preis geb. 5.— M.

Faber ist ein Elässer aus Mülhausen, schnell entflammte für entfernte Ziele, die der Phantasie zu schaffen geben, weil sie nicht überschaubar sind und außerhalb der nüchternen Alltagslichkeit zu stehen scheinen. Er ist ein Verächter des geruchlosen Daseins, ein Vagabund aus Talent und Neigung und ein Erzähler, dem zuzuhören man nicht müde wird, er setzt uns nicht „Literatur“ vor.

Nachdem er lange genug seinen heißen Kopf in jeden Brunnen der Heimat getaucht hat, rückt er mit 19 Jahren seiner guten Familie aus, über Frankreich nach Amerika. Auch dort trachtet er nicht nach einer gesicherten Egltenz, sondern versucht mit hungrigen Augen die wilden Schönheiten eines starken Lebens voller Fährlichkeiten in sich aufzusaugen. Leider ist bei den smarten Menschen in Gods own country nicht alles so wie er es geträumt hat. Nicht weil das Leben hart ist — wo er satt wird, hält er es nie lange aus —, sondern weil das Leben so grau und schäbig, der Mensch so erbärmlich ist. Er kämpft um Stellen in zahlreichen Berufen, aber eine innere Unruhe treibt ihn weiter. Dollarsamern ist nicht sein Lebenszweck, seine Ziele liegen immer im Blauen, hinterm Horizont — wie begrüßt er den Bahnhof, wie kann er vom Unterleben sprechen! —, und so kommt er rund um die Erde. Und als er nach sieben Jahren in Begleitung eines Brenzlagers — ihm fehlen die Papiere — nach Hause kommt, ist er zwar um manche Illusion ärmer und trägt doch, innerlich ungebrochen, einen Schatz in sich, der rein menschlich zu bewerten ist. Aus dem Suche spielt ein unbändiger Abenteuertrieb und eine unausrottbare Liebe zur Heimat, ein ganzer Mensch mit eigenem Willen und kräftigen Armen.

Unsere Leser kennen Faber bereits aus den beiden Büchern „Dem Stille nach durch Südamerika“ und „Unter Estimos und Waisfänger“. In diesen ist das neue Buch eine Ergänzung, denn seine Elmserefahrten liegen innerhalb der Geschehnisse, die er unter dem Titel „Rund um die Erde“ zusammengefaßt hat, doch deutet er hier nur kurz darauf hin.

Eingestellt.

Drösch.

Berhard Benzmer, Jenseits des Atlant. Reisebilder aus Kuba und Mexiko. Mit Abbildungen. Hamburg 1924, Weltbunds-Verlag. 177 Seiten. Preis geb. 6.— M.

Enthält flüchtige Eindrücke von einer Reise mit Dampfer und Eisenbahn nach Mexiko, am die der Verfasser ganz belanglose, breit ausgeführte Betrachtungen über Liebe, Mittel, Grausamkeit, Alkoholenuss, Stierkämpfe und vernichtete alte Kulturvölker knüpft. Diese Platteiten puht er auf mit Aussprüchen von Goethe, Vischer, Dürer, Keyserling, Weininger und anderen. Von jeder von Jodelität läßt er sich ein Beileitwort schreiben, das noch einfältiger ist als sein eigenes Ergebnis.

Die Abbildungen sind gut, doch wird sehr so viel über Mittel- und Südamerika gearbeitet, daß wir ruhig abwarten können, bis wir sie, von einem gehaltvolleren Text begleitet, wiedersehen.

Nicht eingestellt.

Drösch.

Robert Untertwies, In Tropenfonne und Urwaldnacht. Wanderungen und Erlebnisse in Deutsch-Ostafrika. Mit einem Beileitwort von General v. Lettows-Vorbed. Mit 40 Federzeichnungen des Verfassers. Stuttgart 1923, Stredker u. Schröder. 206 Seiten. Preis 3.— M.

Der ehemalige Kaiserjäger Untertwies kämpfte unter Lettows-Vorbed in Ostafrika und gehörte zu jenen geschickten Unterführern, die durch verständnisvolle Behandlung der Schwarzen die Widerstandskraft der Truppe stärkten. In seinem Buche berichtet er jedoch darauf, vom Kriege zu berichten, und erinnert sich statt dessen der Friedenszeit, in der die guten Beziehungen zwischen den Angehörigen beider Rassen schon angebahnt sein mußten, wenn sie in Zeiten der Not von Dauer sein sollten. Es gelang ihm, das Vertrauen der Eingeborenen so weit zu gewinnen, daß er manchen Blick in ihr eigenartiges Vorstellungslieben tun konnte. Von gegenseitigen Mißverständnissen weiß er öfter mit Humor zu erzählen, von Jagd und Wanderung nicht ohne echte Liebe zur Natur. Ein kurzer Vortrag von ihm würde gewiß keinen schlechten Eindruck machen, während das, was er zu sagen hat, auf über 200 Seiten verteilt, etwas dünn wirken muß. Die Form der Reiseschilderung, deren Zusammenhang den Leser festhalten könnte, hat er nicht gewöhnt, und wirklich anziehende Einzelerlebnisse gelangen ihm nicht, weil er sie nicht ausgeprägt, nicht stark genug geben kann. Neben Lettows-Vorbed, Damer, Depe und Poeschel kann er nicht aufkommen.

Nicht eingestellt.

Dröschter.

Steinhart, Chombo. Mit 11 Tiefdrucktafeln und 160 Streubildern. 5. Auflage. Neudamm 1923, J. Neumann. 302 Seiten. Preis geb. 8.— M.

Steinhart war altlber Offizier, erwarb sich dann in Südwestafrika durch allerhand Wertarbeit die Möglichkeit, als freier Jäger und Tierforscher herumzustreifen, bis der Krieg kam und die Engländer ihn aus dem Lande jagten. Als kleiner Bauer in Mecklenburg schreibt er nun von seinen Jagderlebnissen in den Chombo-Bergen, auch etwas vom Krieg und vom Leben in Südwest. Wie manchen anderen, der dasselbe Schicksal trägt wie er, verzeihen ihn sehnsüchtige Gedanken an das schöne, wilde Jagen über Steppe und Hochland, an das Leben, das eines frischen, tatenfrohen Mannes würdig war. Darum schreibt er oft etwas überschwänglich davon. Man hat den Eindruck, daß er lange einsam war, viel mit sich selber sprach und über die Wirkung seiner Worte im Unklaren blieb. Das ist um so bedauerlicher, als Steinhart zweifellos das Zeug hat, den Leser zu fesseln. Aber gerade das, was er mit seinem Blute geschrieben hat, ist nicht ohne unwillkürliche Komik.

Die Federzeichnungen Aschenborns sind hölzern und ohne Leben. Das Versahren, sie über den Sah hinaus auf den Rand zu streuen, ergibt ein häßliches Sahbild; nebenbei ist es unzumutbar für Bücherelbände, die öfter beschliffen werden müssen. Nur der Titellbogen trägt den Vermerk 5. Auflage. Alle übrigen Bogen gehören zur 2. Auflage. Eine Veränderung des Textes ist vermutlich inzwischen nicht vorgenommen.

Nicht eingestellt.

Dröschter.

Emil Polub, Auf Kartentwegen und Negerpfaden durch Südafrika. Nach den Originalberichten erzählt und herausgegeben von Hans Stadler. Mit Abbild. und zwei Übersichtskarten. Wien 1924, Deutscher Verlag für Jugend und Volk. 122 S. Preis 1.60 M.

Polub ist einer von den wenigen österreichisch-ungarischen Reisenden, die sich um die Erforschung Südafrikas wesentliche Verdienste erworben haben. Er reiste in den sechziger und achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts, teilweise den Spuren Abingstones und Stanley's folgend. Sein zweibändiges Werk über seine letzte Reise in das Stromgebiet des Sambesi „Von der Kapstadt ins Land der Maschukulumbe“, auf der er von schwerstem Unglück heimgesucht wurde, diente dem Herausgeber dieser kleinen Schrift als Grundlage für seine Auswahl und

Nacherzählung. Stabler zog die spannendsten Teile des Wertes überraschend naiv zusammen und gab den Inhalt reichlich ungegliedert wieder. Als Abenteuerbuch daher nicht zu empfehlen. Es leuchtet auch ohne weiteres ein, daß man durch diese Bearbeitung von Dolub und seinen Leistungen kein richtiges Bild bekommen kann, läßt es doch nicht einmal erkennen, welche Stellen des Textes von Dolub und welche vom Bearbeiter stammen.

Nicht eingestellt.

Dröschel.

Wilhelm Kuhnert, Im Lande meiner Modelle. Mit 24 Steinzeichnungen, 8 farbigen Tafeln nach Gemälden des Verfassers und zahlreichen Federzeichnungen im Text. 3. Auflage. Leipzig 1923, Klinckschmidt und Biermann. 281 Seiten. Preis geb. 20.— M.

Kuhnert fand seine Modelle hauptsächlich unter dem afrikanischen Großwild; unsere Leser kennen ihn teilweise als einen der Vorbilder von Brecht's Lieblingen. Grundsätzlich kann seine Arbeit durch den Lichtbildner, auch wenn er noch mehr Geschick haben sollte als Schilling's, nicht ersetzt werden. Dieser schafft Urkunden über Taten und, jener über Erlebnisse. Nun gehört Kuhnert allerdings einer Kunstrichtung an, die sich nicht lange durch Grübeleien über den Ausdruck der Tierseele aufhalten ließ. Sein flatter malerischer Strich folgt der äußeren Erscheinung der Tiere, erfüllt sie mit Leben und Bewegung, aber ihr Wesen, in Farbe und Linie dargestellt, erblickt man selten; am häufigsten noch in den Kreiden- und Federzeichnungen. Seine Ölbilder, von denen das prächtig ausgestattete Buch eine Anzahl guter Wiedergaben enthält, sind bei weitem langweiliger empfunden; Technik der Farbengebung und Schema des Bildaufbaues lehren allzuoft wieder. Trotzdem Kuhnert den Bedürfnissen unserer Zeit schon etwas entrückt ist, würde ich ein Bilderbuch aus seiner Hand empfehlen, denn er hat sicherlich etwas geleistet, das über seine Zeit hinaus von Wert ist. Anders wird der Fall dadurch, daß sich Kuhnert in diesem Buche sehr breit auch als Schriftsteller versucht und damit kein Bild gehabt hat. Im Hinblick auf die starken Mängel des Textes, der immer hilfloser wird, je mehr man von ihm auf Grund der Vorgänge erwartet, kann ich mich nicht entschließen, über die nicht mehr ganz zeitgemäße Auffassung seiner Bilder hinwegzusehen.

Nicht eingestellt.

Dröschel.

Alpenliteratur

„Deutsche Alpenzeitung.“ Herausgegeben von Josef Julius Schäch. 20. Jahrgang. München 1925, R. Roth. Preis vierteljährlich 3.— M.

Seitdem der frühere Herausgeber der alpinen Monatshefte „Der Alpenfreund“ Josef Julius Schäch die Schriftleitung der „Deutschen Alpenzeitung“ übernommen hat, gilt das, was in den Heften für Bücheranzeigen, 7. Band, Heft 2, über den „Alpenfreund“ gesagt ist, mit mehr Berechtigung für die Alpenzeitung. Der „Alpenfreund“ hat literarisch und künstlerisch die frühere Höhe nicht einhalten können; Anstrengungen, die er in dieser Hinsicht von Zeit zu Zeit unternommen hat, sind nicht dauernd wirksam geblieben. Bei dem heutigen Stand der Dinge empfiehlt es sich daher, die Alpenzeitung zu beziehen.

Eingestellt.

Dröschel.

Bayerisches Hochland. München und das Land vom Königssee bis zum Bodensee. Mit Abbildungen nach Gemälden, Stichen, Holzschnitten, Zeichnungen und Lichtbildern. Herausgegeben von Josef Julius Schäch. München 1924, Roth. 57 Seiten. Preis geb. 16.— M.

Bayerisches Land südlich von München-Augsburg läßt auf Angehörige aller deutschen Stämme eine starke Anziehungskraft aus. Verhältnismäßig gesunde wirtschaftliche und soziale Verhältnisse, ein nur wenig erschütterter Glaube, ein bleibend noch wurzelechtes Volkstum, das wieder selbst noch zimperlich

ist, eine reiche kulturelle Vergangenheit, eine künstlerische Schaffensfreudigkeit, die zwar von überall ihre Kräfte bezieht, aber hier schnell heimisch wird, abwechslungsreiche landschaftliche Eindrücke und nicht zu vergessen die Lust am Leben, der Sinn für das heitere Zwecklose, das sind Vorzüge, die man in dieser Verbundenheit in anderen Bäumen nicht so leicht wieder findet.

Ein Buch, das diese Werte literarisch und künstlerisch reiflos befriedigend darstellt, gibt es noch nicht. Aber das von Schäg herausgegebene Werk wird der Freund oberbayerischen Landes wie auch der Liebhaber schöner Bücher begrüßen. Es will nicht vollständig sein. Das hat insofern etwas für sich, als es nur das bringt, was gern gegeben und gelungen ist. In dem Text, der Beiträge von fünf Verfassern bringt, scheint mir am hübschesten „Von des Landes Sitt und Art“ gesprochen zu sein. Die zahlreichen Abbildungen sind mit gutem Geschmack gewählt; Bilder wie „Auf dem Samerberg“, „Winterabend in Mittenwald“, „Nebelstreifen an der Bodenschneid“ sind ausgezeichnete photographische Leistungen.

Bei der Auswahl ist um sorgfältigste Behandlung zu bitten; beschmutzte Kunstabblätter wirken besonders scheußlich. Lesen, bei denen man Bedenken hat, ist Haushofer Bayerns Hochland und München vorzuschlagen, das rein gegenständlich auch befriedigt.

Eingestellt.

Drösch.

**Eugen Guido Lammer, Jungborn. Bergfahrten und Höhen-
gedanken eines einsamen Pfadsuchers. Mit Abbildungen. Zweite
vermehrte und veränderte Auflage. München 1923, Rother, 308 S.
Preis 5.— M.**

Die Dämonie der Bergwelt hat kaum jemand so tief empfunden und zum Ausdruck gebracht wie Lammer. In den Widerständen der Natur sah er Sinn über all der Mächte, welche die freie Entfaltung seiner Kräfte hemmten, und in ihrer Überwindung empfand er die innere Freiheit, den Anschluß an das Göttliche. Würde vom Zivilisationsbetrieb sehnte er sich nach Erschütterungen, setzte er sein Leben aufs Spiel, um es im Kampfe wiederzugewinnen, bereicherte um Kraft, Gefühle und Lebenswahrheiten, die das Entsetzliche in uns auszulösen vermag. Er suchte ausdrücklich Schwierigkeiten und prels rücksichtslos die ethischen Werte jener Stunden, in denen Todesangst und Gefahr ihn umfassen hielten.

Als in den vierziger und fünfziger Jahren seine temperamentsvollen Aufsätze erschienen, mußten sie nicht nur anregend, sondern auch aufreizend wirken. Er eilte seiner Zeit weit voraus; und der Widerstand, den er fand, erklärt gelegentliche Übertreibungen im Ausdruck. Der gesunde Leser wird sie ohne weiteres als solche erkennen. Lammer mußte sich auf dem Wege zur Wahrheit, das machte ihn kantig. Wir verdanken ihm recht Nachdenkliches zur Psychologie des Bergsteigers und zum Naturempfinden des Kulturmenschen. Und nun kommt der Umschwung. Was damals Entzückung weckte, droht heute, von der Masse aufgegriffen und mißverstanden, in ihren Sport zu versinken. Es ist daher unsern jungen Nachwuchs, der mit Recht allem tallosen Erdborn abhold ist, nur zu wünschen, daß er sich bewußt wird, mit welch reichem Erleben Lammer seine Liebe zu den Bergen trönte. Auch derjenige, der Fels und Firn nicht aussucht, wird an den lebendigen und abenteuerlichen Schilderungen, an den Gedanken dieses unruhigen Kämpfers Freude haben.

Lammer, der diese Aufsätze auf Veranlassung des österreichischen Alpenklubs herausgibt, hat seine Jugendarbeiten stillschweigend durchgesehen, ohne ihrem Geiste untreu zu werden. In ihrer Gesamtheit zeigen sie seine Entwicklung auf vom schrankenlosen Individualismus des Alleingehers bis zum Opfer Sinn helfender, fördernder Kameradschaft.

Eingestellt.

Drösch.

**Isigmondh-Paulke, Die Gefahren der Alpen. Erfahrungen und
Ratsschläge. Mit Abbildungen nach Zeichnungen und Photo-
grammen. 7. Auflage. München 1922, Bergverlag Rother. 287 S.
Preis geb. 5.— M.**

Der Bergsteiger geht nicht in die Alpen aus irgendwelchen erziehlischen Absichten, der Lieb dazu liegt tiefer. Doch bleibt die Tatsache bestehen, daß die

Natur des Hochgebirges Körper und Geist in strenger Zucht auch für das Leben schulen kann. Sie weckt und pflegt das Gefühl für den Wert des Heroischen, begeistert für das Erhabene, für Ziele, die das Ich über sich hinauszuwachen lassen. Wo der sichere Pfad aufhört, häufen sich die Hindernisse. Ihnen muß der Vorbringer mit offenen Sinnen, raschem Handeln, mit körperlicher und geistiger Widerstandskraft begegnen. Und so wächst in den bergnahen Städten ein Geschlecht heran, das uns nicht lange werden läßt um unsere Zukunft. Um so schmerzlicher ist die Erfahrung, daß dieser Gewinn nur mit zahlreichen Opfern erkauft wird. Bewußt schafft gerade die Gefahr Werte, aber doch nur dann, wenn man sie erkennt und auf sie vorbereitet ist. Soweit eine solche Vorbereitung durch erfahrenen Rat möglich ist, findet sie der Bergsteiger am besten in dem vorliegenden Buche.

Aus der Natur der Alpen lernt er hier die Gefahren verstehen, die ihm begegnen können auf glattem Eis, brüchigem Gestein, an steilen Geraden, auf Schnee und Eis mit Stöckeln und Stelgeisen, bei Sturm, hereinbrechender Nacht, Kälte und Schneetreiben. Er erfährt, welche Vorbedingungen er in körperlicher und geistiger Hinsicht erfüllen und welcher Hilfsmittel er sich in zweckmäßiger Weise bedienen muß. Zahlreiche Beispiele aus der Unfallchronik, Bergbilder und ausschlusreiche Zeichnungen erläutern die anregend geschriebenen Darlegungen. Da eine große Anzahl tüchtiger Bergsteiger aus den großen Städten des Flachlandes kommt, so ist auch hier die Anschaffung des Buches zu befürworten, zumal es einen nachhaltigen Eindruck von der Gewalt der Naturkräfte in den Hochregionen hinterläßt.

Zahlreiche Bücherreizen werden über denselben Gegenstand bereits eingestellt haben: A. Jendrich, Der Alpinist. Diese etwas leichtsin in gearbeitete kleine Schrift zeichnet sich aus durch viele hübsche Abbildungen, die selber nicht immer in unmittelbarem Zusammenhang mit dem Text stehen. Der Verfasser sucht sich populär auszudrücken und läßt doch gerade die wichtigsten Unterlagen fort. So erklärt er zwar einige Fachausdrücke, weckt aber kein wirkliches Verständnis für die Naturerscheinungen und wird daher in keiner Weise dem anspruchsvollen Untertitel gerecht. Auf Beispiele aus der Unfallchronik verzichtet er ganz und muß auf Sigmond-Paulde verweisen. Mit Rücksicht auf die ansehnlichen Abbildungen, die den meisten Büchern Jendrichs beigegeben sind, empfehle ich das Buch zu behalten, den Leser aber immer gleich auch auf das bessere Werk hinzulenken. Jendrich neu einzustellen ist nicht anzuraten.

Eingestellt.

Drösch.

Wilhelm Lehner, Die Eroberung der Alpen. Mit Abbildungen. München 1924. Hochalpenverlag. 727 Seiten. Preis geb. 20.— M.

In diesem mit Bildern reichlich und gut ausgestatteten Buche gibt Lehner nicht nur eine Erschließungsgeschichte der Alpen vom Altertum bis auf unsere Zeit, sondern auch einen Überblick über die touristische Eroberung der außereuropäischen Hochgebirge. Er hat den Stoff nahezu lückenlos zusammengetragen. Es ist ihm aber nicht gelungen, das Verhältnis des Menschen zum Gebirge, das geistesgeschichtlich von hohem Reiz ist, irgendwie tiefergehend zu verarbeiten; er ist weit davon entfernt, etwa einen Beitrag zur Geschichte der Wandlungen des Naturgefühls zu geben. Das Buch, das wie gebrauchen könnten, wird diesen bilden Band nur als Ausgangspunkt betrachten. Aber auch als Stoffammlung läßt er unbefriedigt. Lehner führt nur selten Zitate an und dann auch nicht immer die bezeichnendsten. In der Regel versucht er sich in Anlehnung an den originalen Wortlaut auszudrücken, ohne dabei überall den Kern zu erfassen. Es ist dem Leser deshalb nicht möglich, von sich aus tiefer einzudringen, wenn er nicht die Originalschriften zur Hand nehmen will. Selbst bei so unterschiedlichen Geistern wie Dante, Petrarca, Leonardo, Goethe und Rousseau wird das Entschuldigende von Lehner nicht herausgeholt, obwohl darüber genügend Literatur vorliegt. Statt dessen ist viel unnötiger Stoff angehäuft; mit ihm wollen wir unsere Leser nicht belasten. Es darf nicht unerwähnt bleiben, daß sich Lehner in diesem Buche eines umfangreichen Plagiates schuldig gemacht hat, wie Dr. Dreher, der Leiter der Alpenvereinsbibliothek, im Dezemberheft des Alpenfreundes nachweist.

Nicht eingestellt.

Drösch.

Franz Tursky, Höhenzauber. Erlebnisse und Gedanken eines Bergsteigers und Schneeschuhläufers. Mit Abbildungen. München 1924, Hochalpenverlag. 201 Seiten. Preis geb. 6.— M.

Nach Tursky ruht der „Hauptwert der Bergsteigerei in den seelischen Kräften, die durch die innige Berührung mit der Hochnatur geweckt und gefördert werden“. Wer seine Kletterberichte liest, kommt bald zu der Einsicht, daß der Verfasser diese Erkenntnis nicht an sich erlebt hat, sondern von anderen übernommen haben muß; denn was er an Gedanken vorbringt, ist entweder überaus platt oder in der alpinen Literatur längst viel besser ausgedrückt. Er ist ein unvollkommener Nachempfänger. Sein „selbstgewohntes Auge“ sieht „himmelshohe Wände“, ein „liebliches Tal“, und seine Blicke sind „schönheitsdrunken“. Er lauscht „dem großen Schweigen, das seine riesigen Felsen über die einsamen Höhen breitet“ und spricht vom „Wind, der auf leisen Flügeln dahergekommen“. „Bleischwer lastet der Nebel“ natürlich auch bei ihm. Anderen Tags schaut er in das „unweltliche Gedröbel des Nebels mit seinen gespensterhaften Zuggebilden“. Statt sich in die Natur zu vertiefen und zu warten, bis sie in ihm das rechte Wort ausstößt, gibt er sich zufrieden, wenn ihm sofort die geläufigen Redewendungen einfallen. Weil er diese Wendungen nicht erlebt hat, gebraucht er sie auch falsch. Er darf bei der Schilderung seines Anstiegs nicht schreiben: „Mehrere Deutafeln ziehen an und vorbei.“ Der Eindruck des Vorbeiziehens wird nur vom fahrenden Beobachter erlebt. Dem Kundigen wird besonders unangenehm sein der Abschnitt „Im Unwetter auf der kleinen Jänne“. Während er hier mehrfach so tut, als gäbe er eigene Empfindungen, schließt er sich nahezu wortförmig an Gulbo Rammer an. Aus dem Vorwort wird ja auch deutlich, daß dem Verfasser selber nicht ganz geheuer war, als er das Buch herausgab. „So möge es dem Untergang anheimfallen“, schreibt er in danger Vorahnung.

Nicht eingestellt.

Dröschel.

Karl Blodig, Die Viertausender der Alpen. Mit Abbildungen. München 1923, Rother. 324 Seiten. Preis geb. 12.— M.

Blodig hat eine große Anzahl schwieriger Hochgipfel teilweise als erster oder auf neuem Anstiegswege erklimmt. Seine außergewöhnlichen Leistungen, die schlichte, ruhige Art, mit der er von ihnen und von den geschauten Eindrücken erzählt, nicht zuletzt die gemeinsamen Erlebnisse mit berühmten Gefährten wie Purtscheller, Sigmond, Edenstein, dem bekannten Maler Compton werden das Buch bei der Bergsteigergilde in Ansehen bringen. Anders wird man sich dagegen einstellen, wenn man sich fragt, was kann das Buch einem Leser geben, der die Berge noch nicht kennt. Dieser wird in der oft sprunghaften Darstellung manches den Berg und das Erlebnis näher charakterisierende Wort vermissen. Andeutungen, die nur der Erfahrene zu würdigen weiß, nützen ihm ebensowenig wie die häufig wiederkehrende Schilderung der Aussicht auf Gipfel, die ihm nur Namen sind. Da die an sich guten Abbildungen, abgesehen von zwei Kupferstichen und dem Titelbild, mangelhaft wiedergegeben sind, so können sie die geringe Neigung für eine Anschaffung nicht unterstützen.

Nicht eingestellt.

Dröschel.

Franz Nieberl, Das Klettern im Fels. Mit Zeichnungen von Karl Moos. 5. Auflage. München 1922, Bergverlag Rudolf Rother. 142 Seiten. Preis geb. 2.— M.

Franz Nieberl, Das Gehen auf Eis und Schnee. Mit Zeichnungen von Prof. Zellner. München 1923, Bergverlag Rudolf Rother. 93 Seiten. Preis geb. 2.— M.

Diese beiden menschlich sehr sympathisch geschriebenen Bücher können wir unberücksichtigt lassen, wenn wir Sigmond-Paulde einstellen. Sie beschränken sich in der Hauptsache auf Ausrüstung und Technik, geben hier und da eine auf Einzelheiten gehende Bemerkung, eine Zeichnung, die man als Ergänzung zu dem oben genannten Hauptwerke ansehen kann, mit dem Nieberl gar nicht mittelfern will. Ihm lag vielmehr daran, zwei handliche Bücher zu schaffen, in denen man

für den einen oder den andern Zweck das Nützlichste beisammen hat. Aus demselben Grunde, der sie andern Orts empfehlenswert macht, kann man sich aber in der Bücherei einer bergfernen Stadt nicht für sie einsehen. Hier ist nur das gründlichere Werk am Platze.

Nicht eingestellt.

Drescher.

Naturkunde

Lamarck-Darwin, Die Entwicklung des Lebens. Eingeleitet und herausgegeben von Emil Ungerer. Stuttgart 1923, Fr. Frommann. 117 Seiten. Preis —.90 M. (Frommanns philosophische Taschenbücher.)

Durch eine geschickt getroffene Auswahl längerer Stellen aus Lamarcks Einleitung zur Naturgeschichte der wirbellosen Tiere und aus Darwins Werk über die Entstehung der Arten bietet das Buch einen guten Überblick über das Ganze der theoretischen Anschauungen dieser beiden Forscher.

Einen Ersatz für das Studium der Originalwerke Lamarcks und Darwins kann und soll diese Auswahl selbstredend nicht bieten. Vor allem ist ja für jeden, welcher Darwin nicht nur als den kühnen Theoretiker, sondern auch als den großen und unermüdlichen Beobachter der Natur kennenlernen will, das Studium der Darwinschen Originalwerke unerlässlich. Ebenfalls ist diese Auswahl etwa als populäre Einführung in das Werk der beiden großen Forscher zu bewerten. Recht wertvoll trotz sie aber für theoretisch aufnahmefähige Leser sein, die mit dem Gegenstand schon etwas vertraut sind und die sich im Zusammenhang das Wesentliche der Theorien von Lamarck und Darwin im Wortlaut der Quellentexte vergegenwärtigen wollen. Noch erhöht trotz der Wert des Buches durch die etwas gedrängte, aber inhaltlich ausgezeichnete Einleitung Emil Ungerers, welche in großen Zügen den geschichtlichen Zusammenhang, dem Lamarcks und Darwins Lebenswerk angehören, bis zur Gegenwart hin aufzeigt.

Eingestellt.

Wille.

Raoul H. Francé. Grundriß der vergleichenden Biologie. Mit 90 Abbildungen. Leipzig 1924, Th. Thomas. 224 Seiten, Preis 6.— M.

Das Buch, das als Manuskript bereits im Jahre 1917 erschienen ist, eröffnet jene weiter unten (in Abteilung Philosophie) erwähnte Serie von Werken, durch die Francé seine objektive Philosophie und damit eine neue Art von Weltverständnis sowie eine auf ihr beruhende Lebensführung begründen will.

Eine nähere Kritik dieses ebenso präzisen wie an neuen und bedeutsamen Gedanken armen Buches, dessen Lektüre für einen nach klaren Begriffen und nach logischem Zusammenhang suchenden Leser eine Qual ist, würde hier zu weit führen. Wir können sie um so eher den wissenschaftlichen Fachkreisen überlassen, als das Werk von Francé selbst ausdrücklich für die Hand des Lehrers und des Biologie- und Medizinstudierenden bestimmt ist. Für die volkstümliche Bücherei kommt es jedenfalls nicht in Betracht.

Nicht eingestellt.

Wille.

Martin Heidenhain, Formen und Kräfte in der lebendigen Natur. Beitrag zur synthetischen Morphologie. Mit 22 Abbildungen. Berlin 1923, J. Springer. 136 Seiten. Preis 5,60 Mk. Vorträge und Aufsätze über Entwicklungsmechanik der Organismen, herausgegeben von W. Roux, Heft 32).

Heidenhain vertritt die Überzeugung, daß die Biologie in den letzten Jahrzehnten durch immer weiter fortgeschrittene Zergliederung zwar ein nahezu unerschöpfbar gewordenes Wissen um Einzelheiten und Einzelvorgänge im Organismus aufgesammelt habe, daß sie aber darüber den Organismus als lebendige Formangabe aus dem Bild verloren und die Probleme vernachlässigt habe, welche die Bildung und Erhaltung des organischen Ganzen dem menschlichen Denken stellt.

Die vorliegende Schrift bringt eine Erörterung der nach des Verfassers Meinung hier bestehenden Probleme und eine Darstellung seiner „synthetischen“ Theorie der organischen Formen und ihres Werdens.

Wenn ein namhafter Forscher wie Deibenhalm in dieser Weise zu den grundsätzlichen Fragen seiner Wissenschaft Stellung nimmt, so ist das sicher eine Angelegenheit, welche Beachtung verdient. Und so ist die Schrift auch recht interessant als Zeugnis dafür, wie immer mehr unter Biologen sich die Erkenntnis durchsetzt, daß wesentliche Grundanschauungen der letzten Jahrzehnte einer gründlichen Revision unterzogen werden müssen. Darüber hinaus freilich sind die positiven Darlegungen des Verfassers im ganzen selber doch zu schwach und ungeklärt, ist die von ihm versuchte ausführliche Auseinandersetzung mit der viel durchdachteren und sachlich viel robusteren Lebenslehre Drieschs trotz mancher guten Bemerkungen im einzelnen zu unzulänglich, als daß die Einstellung der Schrift befürwortet werden könnte.

Nicht eingestellt

Wille

Bengt Berg, Mit den Zugvögeln nach Afrika. Mit 130 Abbildungen. Berlin 1924, Dietrich Reimer. 186 Seiten. Preis geb. 9.— M.

Wenn der Herbst kam, sah Berg in seiner Jugend über die schwedische Küste den Strom der Zugvögel nach Süden ziehen. Ihre stolze, sehnachtsvoller Flug, ihre Rufen und das Rauschen der großen Schwingen ließen ihn aufschau und aufhorchen; und er fühlte sich mit diesen Vieren innerlich verbunden. Seine Gedanken folgten ihnen, als er hörte, sie wohnen im Lappland und reisen nach Afrika. Später trieb es ihn selbst hinaus in die lappländischen Moore. Platten und Filmkamera nahm er mit und nicht die Vogelflinte. Nach langen vergeblichen Mühen gelang es ihm, ein Kranichpaar am Nest aufzuspielen. Aus nächster Nähe belauscht er die großen klugen Vögel und sieht, wie die Jungen, von den Ältern unterstützt, aus dem Ei schlüpfen. Berg kennt sich gut aus unter den Vögeln, aber er nimmt diesen Vorgang nicht auf als einen Beitrag zur Tierpsychologie, sondern als ein rein menschliches Erlebnis, das ihn still und andächtig werden läßt. Diese uralte, aber inzwischen verlorengegangene Einstellung zum Tier erscheint und heute wieder neu und stimmt uns darum nachdenklich. Sie durchzieht das ganze Buch; wir begegnen ihr auch dort, wo Berg seine Freunde in Schwärmen ohne Zahl im Vogelparadies am weißen Nil wiederfindet und sie in unmittelbarer Nähe von Krotodilen beobachtet. Und was die Worte dieses feinen Menschen andeuten, das läßt sich weitererspinnen an Hand der Bilder, die, technisch vollendet, Einblicke in intimes Vogelleben gewähren und auch die Tiere im Fluge zeigen, einzeln, zu Paaren, im Winkelflug und in Scharen, die den Himmel verdunkeln. So scheint mir der starke Eindruck, den dieses echte Volksbuch hinterläßt, darin begründet, daß in ihm etwas urwüchsig Lebendiges ausbleibt.

Eingestellt.

Driescher.

Friedrich von Eschubi, Biographien und Tierzeichnungen aus dem Tierleben der Alpenwelt. Mit Anmerkungen versehen von F. Fschotte. Mit Federzeichnungen. Zürich 1917, Rascher. 470 und XLII Seiten. Preis 4.80 M.

Eschubis Tierleben der Alpenwelt gehört zu den Werken, welche über stoffliche Belehrung hinaus durch die Form, in der diese Belehrung geboten wird, und durch die sich daran äußernde Wesensart des Verfassers auch rein menschlich bereichernd und bildend wirken. Solche Bücher behalten ihren Wert und ihre Bedeutung, auch wenn sie dem Stoff nach in diesem veraltet sind.

So wird man heute noch Eschubis Schilderung der alpinen Welt und der in ihr heimischen Pflanzen und Tiere mit Freude und innerem Gewinn lesen, mag auch das heutige Wissen über diesen Gegenstand weit vollständiger und genauer sein und mag das Gebiet der Alpen auch nach den sieben Jahrzehnten, die seit dem erstmaligen Erscheinen von Eschubis Werk verlossen sind, ein vielfach verändertes Bild darbieten. Die kraftvolle, in aller Schlichtheit formschöne Sprache, die Wärme der von inniger Liebe zu den Alpen und ihren Geschöpfen zeugenden Darstellung, die metaphysisch-religiöse Naturanschauung, welche dem Ganzen

zugrunde liegt, werden auch heute noch das Gemüt des empfänglichen Lesers erfreuen, begeistern und — im guten Sinne des Wortes — erbauen. Außerdem hat es ja für jeden echten Alpenfreund einen eigenen Reiz, das Alpenbild früherer Zeiten kennen zu lernen.

Das vorliegende, von dem Basler Zoologen Fischek herausgegebene Werk stellt eine Neuauflage nicht des ganzen Fischekschen Wertes, sondern nur der in demselben enthaltenen Biographien und Tierzeichnungen dar. Die allgemeinen Charakteristiken der verschiedenen alpinen Regionen und ihres Pflanzen- und Tierlebens sind weggelassen, ebenso die Schilderung der in den Alpengebirgen gepflegten jagdlichen Tiere. Dagegen sind an Stelle der alten Bilder des Fischekschen Wertes Federzeichnungen neuerer Zeichner dem Texte eingefügt.

Die Biographien und Tierzeichnungen stellen fraglos den wesentlichsten und am wenigsten veralteten Teil des Tierlebens dar. Nach dem oben Gesagten möchte ich es aber doch bedauern, daß sich der Verlag nicht an eine Neuauflage des ganzen Wertes gewagt hat, ohne daß ich die Schwierigkeiten verkennen möchte, welche einer solchen entgegenstehen. Auch die Tierzeichnungen selbst wirken doch noch stärker im Rahmen des ganzen als herausgeißt. Manches von dem Weggelassenen — z. B. die klassisch-schöne Einleitung Fischeks — halte ich sogar für sehr wesentlich. Ebenso halte ich es für eine berechtigte Frage, ob es nicht besser gewesen wäre, die alten Bilder, welche doch nun einmal zu dem Charakter des Wertes gehörten, beizubehalten.

Aber wenn wir schon hoffen und wünschen, daß wir noch einmal eine Neuauflage des ganzen Wertes erhalten, so können wir doch auch dem Verlag für diese an sich sehr schöne Neuauflage der Fischekschen Tierzeichnungen dankbar sein. Dankbar sei auch anerkannt, daß der Herausgeber bei diesen den Fischekschen Text nahezu unverändert gelassen hat und seine eigenen berichtigen oder ergänzenden Anmerkungen in Form eines Anhangs bringt. So ist wenigstens dieser neuherausgegebene Teil des Fischekschen Wertes vor dem Schicksal von Brechms Tierleben und von Kerners Pflanzenleben bewahrt geblieben.

Hoffen wir, daß die Fischekschen Schilderungen der in Berg-, Alpen- und Schneeregion heimischen Tiere unter unsern Lesern und namentlich unter der Jugend (Auswahl!) recht viele Freunde finden.

Eingestellt.

Wille.

*

Erwin Baur, Eugen Fischer, Fritz Lenz, Grundriss der menschlichen Erblichkeitslehre und Rassenhygiene. 2. verb. Auflage. München 1923, J. F. Lehmann. 2 Bände.

Band 1: Erwin Baur, Eugen Fischer, Fritz Lenz: Menschliche Erblichkeitslehre. Mit vielen Abbildungen und Tafeln. 442 Seiten.

Band 2: Fritz Lenz: Menschliche Auslese und Rassenhygiene. 368 Seiten. Preis zus. 7.— M.

Hermann Hoffmann, Vererbung und Seelenleben. Einführung in die psychiatrische Konstitutions- und Vererbungslehre. Mit vielen Abbildungen. Berlin 1922, J. Springer. 258 Seiten. Preis 8.— M.

Die Grundbegriffe und die wesentlichsten Erkenntnisse der modernen Vererbungslehre wurden gewonnen durch das Studium der Vererbung an Tieren und Pflanzen. Hier konnte man methodische Züchtungsversuche anstellen. Auf diesen planmäßigen, an Tieren und Pflanzen durchgeführten Züchtungsversuchen beruhen die großen Fortschritte, welche die Vererbungslehre in den letzten beiden Jahrzehnten gemacht hat. Dem Menschen gegenüber mußte sie sich mit vielfach recht ungenauer Stammbaumsforschung und mit Statistik begnügen, und diese beiden Methoden konnten allenfalls die Vermutung bestätigen, daß die durch das Studium der pflanzenzüchterischen Erblichkeit gefundenen Vererbungsregeln auch eine weitgehende Geltung beim Menschen besitzen, sie konnten aber nicht zu einer Bereicherung der Vererbungslehre an irgendwelchen grundlegenden Erkenntnissen führen.

Andererseits aber ist das Interesse an der Vererbungslehre, auch soweit sie Tier und Pflanze zum Gegenstand hat, ohne Frage vortretend kein tier- und pflanzenkundliches, sondern wesentlich ein menschenkundliches Interesse. Es werden — wenn wir von den praktischen Interessen des Tier- und Pflanzenzüchters absehen — weniger die Tier- und Pflanzenfreunde sein, welche zu den Werken der modernen Vererbungslehre greifen, als vielmehr menschenkundlich interessierte Leser, die vielleicht für Bauart und Lebensweise der verschiedenen Pflanzen und Tiere gar kein besonderes Interesse zeigen. Man beschäftigt sich mit der Vererbung im Tier- und Pflanzenreich, weil man glaubt, daß ihre Erforschung zugleich ein Licht werfe auf die Zusammenhänge der Vererbung beim Menschen.

Eine zusammenfassende Darstellung des Wissens und Forschens über Vererbung beim Menschen, wie sie der erste Band des großen Werkes von Baur, Fischer und Lenz bietet, wird also zweifellos das Interesse der meisten Leser finden, welche überhaupt nach Werken über Vererbung verlangen. Das Buch, welches als das zusammenfassende Haupt- und Grundwerk auf dem Gebiete anthropologischer Vererbungsforschung gelten darf, ist auch durchaus dem theoretisch begabten und tiefer für das Gebiet interessierten Laien — und nur für diesen wird die Beschäftigung mit Vererbungslehre überhaupt sinnvoll sein — zugänglich.

Ein einleitender, von dem hervorragenden Berliner Vererbungsforscher Baur bearbeiteter Abriß der allgemeinen Variations- und Erblchkeitslehre gibt zunächst in knapper, aber sehr klarer und instruktiver Form die Grundbegriffe. Der zweite, von dem Freiburger Anatomen Eugen Fischer bearbeitete Abschnitt über die Rassenunterschiede des Menschen führt sodann hinein in das Gebiet der physischen Menschenkunde und gibt einen Überblick über die variierenden Merkmale des Menschen, über die Fragen der Rassenentstehung — der Verfasser vertritt den darwinistischen Standpunkt — sowie über das Gebiet der Rassenbeschreibung. Weiterhin behandelt der Münchner Privatdozent Lenz die Vererbung krankhafter Anlagen — nach Fr. Muckermann „die beste Übersicht, die unser Wissen über die krankhaften Erbanlagen der Menschen mit ebenso feiner Genauigkeit wie kritischer Deutung wiedergibt“ — und die Erblchkeit geistiger Begabungen. Zwischen diese letzten beiden Abschnitte eingeschoben ist endlich ein von demselben Verfasser stammender Ausfall über die Methoden menschlicher Erblchkeitsforschung.

Den fraglos interessantesten, freilich zugleich auch problemreichsten Gegenstand der menschlichen Erblchkeitslehre bildet die erbliche Bedingtheit der seelischen Konstitution des Menschen. Den hierauf gerichteten Forschungen ist das größte Interesse zugetraut, andererseits haben gerade diese Forschungen mit besonderen Schwierigkeiten zu kämpfen.

Die seelische Konstitution des Menschen ist nicht in dem Sinne aufweisbar und der Beobachtung zugänglich, wie seine körperliche Konstitution. Wir haben dementsprechend seelenkundlich bis heute noch nichts, was auch nur einigermaßen etwa der Anatomie und vergleichenden Morphologie des menschlichen Körpers gleichzusehen wäre, und so beginnt hier die Schwierigkeit schon mit der Charakteristik jener Wesenszüge selbst, nach deren erblicher Bedingtheit gefragt wird. Die seelenkundliche Vererbungslehre bildet den unentwickeltesten und ungeldesten Zweig der gesamten Vererbungslehre, sie steht mehr vor Problemen und Vermutungen, als daß sie über eine Anzahl wirklich gesicherter Erkenntnisse verfüge. Was sie über die unbestimmten Einbrüche des täglichen Lebens hinaus bis heute erreicht hat, ist ein sehr bescheidenes Wissen um die Vererbung spezifischer Begabungen und um die Vererbung bestimmter krankhafter Anlagen.

Eine zusammenfassende Einführung in den Wissensbestand und die verwickelte Problemlage der seelenkundlichen Vererbungslehre gibt das Buch des Tübingen Psychiaters Hoffmann. Es wird mit Verständnis nur gelesen werden von theoretisch geschulten Lesern, die sich mit Vererbungslehre schon beschäftigt haben und die zugleich über einige allgemeine psychiatrische Vorkenntnisse verfügen. Von besonderem Interesse wird es für die Leser des Kretschmerschen Buches über Körperbau und Charakter sein, da es die dort entwickelte Temperamentenlehre für die Vererbungslehre fruchtbar zu machen sucht.

Weniger geschulte Leser sind auf das mehr im allgemeinen verbleibende kleine Buch von Sommer zu verweisen. Im übrigen würde ich es nicht für einen besonderen Schaden halten, wenn das Buch Hoffmanns auch einmal von einem Leser entliehen würde, der es nicht versteht. Es ist besser, als wenn ein Leser

auf Grund irgendeines populären Buches glaubt, über die Fragen der Vererbung mitreden zu können. So merkt er wenigstens, daß es sich hier um sehr schwierige und verwickelte Dinge handelt und daß billige Schlagworte gar nichts besagen. —

Die menschliche Erblchkeitsforschung ist eine wertfreie Wissenschaft, an deren Lehren zwar vieles hypothetisch und problematisch ist, die sich aber doch allmählich einen Wissensbesitz erarbeitet, demgegenüber eine Vielzahl von Standpunkten nicht möglich ist.

Anderes steht es mit der Rassenhygiene, die in dem zweiten Bande des oben an erster Stelle genannten Werkes eine umfassende Darstellung findet. Aus den Erkenntnissen der Vererbungsforschung allein „folgt“ praktisch für unser persönliches und soziales Leben gar nichts, Folgerungen lassen sich daraus nur ableiten unter Voraussetzung bestimmter Zielsetzungen, deren Recht und deren Verhältnis zu anderen Zielsetzungen jenseits aller wissenschaftlichen Diskussion steht, und zu denen man sich je nach den eigenen Wertmaßstäben, je nach der eigenen Welt- und Lebensanschauung, verschieden stellen wird.

Das Ziel der modernen Rassenhygiene ist die bewußte Regelung der menschlichen Fortpflanzung im Sinne der Erhaltung und Förderung biologisch, sozial und kulturell hochwertiger und der allmählichen Ausscheidung minderwertiger Anlagen. Sie erstrebt eine bewußte Zuchtwahl unter den Menschen im Hinblick auf das eben genannte Ziel und auf der Grundlage der durch die Vererbungslehre gewonnenen Einsichten.

Die Forderungen durchzubedenken, die von einem solchen rassenhygienischen Standpunkt aus sich für die Regelung der menschlichen Fortpflanzung ergeben, wird auch für denjenigen nicht bedeutungslos sein, welcher eine derartige Rationalisierung der elementarsten Grundlagen des menschlichen Lebens innerlich ablehnt oder doch weit davon entfernt ist, den rassenhygienischen Standpunkt als den allein maßgebenden anzuerkennen. Da ferner die rassenhygienische Bewegung immer stärker versucht, auf die Organisation von Staat und Gesellschaft Einfluß zu gewinnen — in Amerika ist ihr das schon weitgehend gelungen —, so wird auch manchem eine nähere Kenntnis dieser Bestrebungen erwünscht sein, der ihnen von sich aus fremd gegenübersteht.

In diesem Sinne möchten wir auch den zweiten, von Lenz bearbeiteten Band des genannten Werkes, der einen umfassenden und sehr instruktiven Überblick über die Gedankenwelt der modernen Rassenhygiene gibt, zur Anschaffung empfehlen.

Eine kritische Auseinandersetzung mit dieser Gedankenwelt vom Standpunkt unserer eigenen Bildungsziele aus und eine Erörterung der Frage, wie sich die Volksoffizierungsarbeit zu ihr stellen solle, würde über den Rahmen einer Besprechung weit hinausgehen.

Nach Einstellung des Wertes erübrigt sich die Wiederanschaffung des ähnlich gerichteten, in diesem aber wesentlich fragwürdigeren Werkes von Schallmayer über Vererbung und Auslese.

Eingestellt.

Witte.

Johannes Rantke. Der Mensch. Kleine Ausg. Mit Abb. Leipzig 1920, Bibliogr. Inst.) jetzt: Berlin, R. Voegel. 2 Bände.

Band 1: Der menschliche Körper. 284 S. Preis geb. 4.70 M.

Band 2: Die Menschenrassen. 180 S. Preis geb. 4.70 M.

Durch seine gezielte, diszipliniert-sachliche und beantwortungsbedachte Darstellung steht das Werk Rantkes in einem erfreulichen Gegensatz zu den sonst üblichen populär-naturkundlichen Werken über den Menschen und juma zu jener ungeistigen materialistischen Aufklärungsliteratur, in welcher mit dummdreister Sicherheit größte Menschheitsfragen behandelt oder besser totgeschlagen werden. Troß seines manchmal etwas hausbackenen und langweiligen Stils ist das Werk auch heute noch als diejenige physische Menschentunde zu betrachten, welche in einer volkstümlichen Bücherel am ehesten mit gutem Beifallen ausgelesen werden kann.

Angeht die Breite des großen Rantkeschen Werkes wird der volkstümlichen Bücherel vor allem auch die vorliegende, von Rantke noch kurz vor seinem Tode vollendete, kleine Ausgabe willkommen sein, welche sich auf Wesentlichstes beschränkt und auch in der Darstellung noch etwas einfacher gehalten ist. Besonders der erste Band dieses Werkes, welcher den Bau, die Entwicklung und das Leben des

menschlichen Körpers behandelt, dürfte wohl das Buch sein, welches dem für dieses Thema interessierten Anfänger an erster Stelle empfohlen werden kann. Wille.

Wunder in uns. Ein Buch vom menschlichen Körper für jedermann. Unter Mitarbeit von Hermann Dettler, Friß Kahn, Adolf Koelsch, E. L. Schleich herausgegeben von Hans Günther. Volktausgabe. Leipzig 1923, Grethlein. 381 Seiten. Preis geb. 7.— M.

Eine Sammlung von 24 recht verschiedenartigen und verschiedenwertigen Plaudereien über allerhand Interessantes und Wertwürdiges aus dem Gebiet der Physiologie des Menschen. Manches ist ganz nett und anregend geschrieben, anderes streift dicht die Grenze des Kitsches. Ebenso müssen die meisten der dem Buche beigegebenen Bilder, welche den Körper als einen Fabrikbetrieb mit Arbeitern, Aufsichtsbeamten u. dgl. darstellen, als unschön und kitschig abgelehnt werden.

Ich halte es für durchaus möglich, daß das Buch manchem Leser wertvolle Anregungen gibt, ihn auf manche des Wissens und der Betrachtung wertere Erscheinungen aufmerksam macht und ihm Stoff für eigenes Nachdenken gibt. Trotzdem vermag ich nach dem oben Gesagten die Anschaffung des Buches nicht zu befürworten.

Außerdem dürfte dem in der Ausleihe empfundenen Mangel eines auch für einfachere Leser geeigneten Buches über den menschlichen Körper jetzt wohl durch den ersten Band des „kleinen“ Kants wenigstens zum Teil abgeholfen sein. Der etwas geschultere Leser aber wird sich, die notwendige Intensität des Interesses vorausgesetzt, auch durch die Physiologie von Höber durcharbeiten, welche ihm viel tiefer und nachhaltigere Eindrücke von den Wundern in unserm Körper vermitteln wird als die zusammenhanglosen Plaudereien des vorliegenden Buches. Nicht eingestellt. Wille.

Rudolf Höber. Lehrbuch der Physiologie des Menschen. Mit vielen Abbildungen. 3. Auflage. Berlin 1922, J. Springer. 568 Seiten. Preis geb. 12.— M.

Eine umfassende und gründliche, zugleich aber äußerst fesselnd und anregend geschriebene Gesamtdarstellung der Physiologie des Menschen. Wenigstens für den formal geschulten Leser wird die Lektüre des Buches in der Tat, der Absicht des Verfassers entsprechend, „weniger der Arbeit einer ermüdenden Fußwanderung gleichen, als einem erfrischenden Ritt durch ein reizvolles Gelände.“

So ist das Werk jedenfalls im Hinblick auf die Interessen des Laien, welcher ein möglichst einheitliches und plastisches Gesamtbild von den Lebensprozessen im menschlichen Körper und ihrem Zusammenspiel gewinnen möchte, den sonstigen bekannten Lehrbüchern der Physiologie — etwa Landolt oder Eigerstedt — bei weitem vorzuziehen.

Eingestellt.

Wille.

Hermann Braus. Anatomie des Menschen. Berlin 1921, Springer. 2 Bände. Band 1: Bewegungsapparat. Mit 400 z. gr. Teil farb. Abbild. 835 S. Preis geb. 16.— M. Band 2: Eingeweide (einschl. periphere Leitungsbahnen. 1. Teil). Mit 329 z. gr. Teil farb. Abbild. 697 S. Preis geb. 18.— M.

Dieses große, im ganzen aus drei Bände angelegte Werk des hervorragenden Heidelberger Anatomen und Entwicklungsphysiologen ist für Ärzte und Mediziner studierende geschrieben. Der Verfasser betont selbst, daß das Werk zu seinem vollen Verständnis eigene anatomische Erfahrung voraussetze. Es soll dem Mediziner die Leichenanatomie verlebendigen „zur anschaulichen Kenntnis und zum Verständnis der wirklichen Form und Struktur unseres Leibes, solange wir leben und gesund sind“ und damit den heutigen Zustand überwinden helfen, daß Anatomie vielfach dem Arzt nur noch „ein Bündel verblaßter Erinnerungen mit dem daran haftenden Geruch tödlicher Längeweile“ bedeutet.

Das Werk ist demgemäß ein Grenzwerk auch für die vollstämmlichen Büchererlen, welche einen größeren Kreis intellektuell geschulter Leser besitzen. Andererseits glaube ich aber, daß für derartige Büchererlen die Anschaffung des Wertes trotzdem zu rechtfertigen ist.

Das einzige größere Werk über den inneren Bau des menschlichen Körpers, das überhaupt unmittelbar für Laien geschrieben ist, ist das Buch von Kante. Dieses sicher sehr brauchbare Buch wird aber auch manchen Laien kaum voll verständlich. So ist es ja z. B. bezeichnend für den etwas hausbackenen Charakter desselben, daß in ihm die Geschlechtsorgane überhaupt nicht behandelt werden.

Außerdem wird das überaus schöne und reiche Bildmaterial des Braunschen Werkes auch dem Laien, der überhaupt die Sprache dieser Bilder zu lesen versteht, eine viel lebendigere Vorstellung vom menschlichen Organismus vermitteln, als die mehr schematischen Abbildungen des Kanteschen Wertes. Die Verfertigung in dieses Bildmaterial wird auch für den Leser anregend und gewinnbringend sein, der im Text manche für ihn zu speziellen Ausführungen übergeht. So habe ich selbst, obwohl ich als Nichtmediziner auch über keine eigene anatomische Erfahrung am Menschen verfüge, mit viel Freude und Interesse in dem Braunschen Werke gelesen und würde ich für mich persönlich jedenfalls die Lektüre von Braus derjenigen von Kante fraglos vorziehen. In physiologischer Hinsicht gibt ja das Werk Höbers eine vorzügliche Ergänzung.

Hermann Braus ist im vorigen Herbst vor der Vollenbung oder jedenfalls vor der Herausgabe des dritten Bandes, welcher das Nervensystem behandeln soll, verstorben. Die Herausgabe des dritten Bandes wird dadurch jedenfalls um einige Zeit verzögert werden. Bis zu seinem Erscheinen möchte ich nur die einmalige Anschaffung der beiden vorliegenden Bände empfehlen.

Eingestellt.

Wille.

S. Mollier. Plastische Anatomie. Die konstruktive Form des menschlichen Körpers. Mit Bildern von Hermann Sachs, München 1924, Bergmann. 296 Seiten. Preis geb. 54.— M.

Dieses prachtvolle Werk vermittelt in faßlicher Darstellung einen Einblick in den inneren Bau des menschlichen Körpers, soweit ein solcher für die Beobachtung des lebenden Menschen und für ein Verständnis der äußeren Form und Bewegung des Körpers unmittelbar bedeutsam erscheint.

Das im Texte vermittelte anatomische Wissen wird durch sehr instruktive Abbildungen verdeutlicht und zu den am lebenden Körper beobachtbaren Erscheinungen in Beziehung gesetzt.

Von dem vorhandenen kleinen Buche Feßers, das nur für Repetitionszwecke oder allenfalls als Vorlage für Zeichenübungen in Frage kommt, unterscheidet sich das Molliersche Werk nicht nur durch das unergleichlich reichere und schönere Abbildungsmaterial, sondern auch durch seinen im Zusammenhang und mit Bezug zu lesenden Text.

Das Werk kommt auch zur Aufnahme in den Kunstkatalog in Frage.

Eingestellt.

Wille.

*

Felix Auerbach, Entwicklungsgeschichte der modernen Physik. Zugleich eine Übersicht ihrer Tatsachen, Gesetze und Theorien. Mit 115 Abbildungen. Berlin 1923, J. Springer. 344 Seiten. Preis 8.— M.

Dieses Werk in seinem wissenschaftlichen Werte zu beurteilen, fühle ich mich nicht kompetent.

Seine Anschaffung in der vollstämmlichen Büchererlen kommt aber kaum in Frage. Ganz abgesehen davon, ob eine Einführung in das Problemgebiet der theoretischen Physik für einen Laien, welcher nicht speziell Physik studiert hat, überhaupt möglich ist, dürfte doch jedenfalls das vorliegende Werk in der ganzen Art seines Aufbaues und der Form seiner Darstellung dafür nicht in Betracht kommen.

Nicht eingestellt.

Wille.

Wag Pland, Pphykallische Rundbilde. Gefammelte Reden und Auffähe. Leipzig 1922, S. Hirzel. 168 Seiten. Preis 4.— M.

Inhalt: Die Einheit des pphykallischen Weltbildes. Die Stellung der neueren Pphyk zur mechanischen Naturanfchauung. Neue Bahnen der pphykallischen Erkenntnis. Dynamische und statische Befehmähigkeit. Das Prinzip der kleinsten Wirkung. Verhältnis der Theorien zueinander. Das Wesen des Lichtes. Die Entstehung und bisherige Entwicklung der Quantentheorie. —

Die vorliegende Sammlung von Reden und Auffähen des berühmten Berliner Pphykters legt einen Vergleich mit den Vorträgen und Auffähen von Hermann Helmholtz nahe. Bei Helmholtz finden wir den klassischen Ausdruck der Naturanfchauung, von welcher vor einem halben Jahrhundert das naturwissenschaftliche Denken beherrscht war. Seine Vorträge und Auffähe geben uns ein Bild der damaligen naturwissenschaftlichen Situation, sie zeigen uns, wie ein führender Forscher in jener Zeit über Sinn und Tragweite naturwissenschaftlichen Forschens und Theoretisierens dachte. In entsprechender Weise legt die Bedeutung der Plandschen Auffähe darin, daß sie in der Vielfältigkeit ihrer Themen — wobei es sich aber doch stets um Fragen allgemeinerer Art handelt — ein recht instruktives Bild von der gegenwärtigen Problemlage, zwar nicht der gesamten Naturwissenschaften, aber doch der Pphyk geben und daß sie uns zeigen, wie ein führender Naturforscher der Gegenwart über die Ziele und den Gegenstand seines Forschens denkt.

Die Situation freilich, aus welcher die Vorträge Plands herausgewachsen sind, ist eine wesentlich andere als diejenige, in welcher Helmholtz stand. Manche schwere Erschütterung hat das pphykallische Denken in den letzten Jahrzehnten erfahren, manche grundsätzliche Neuorientierung hat es vollzogen, manches, was bei Helmholtz feste Überzeugung war, ist heute in Frage gestellt. „Kein pphykallischer Satz ist gegenwärtig vor Anzweiflungen sicher; alle und jede pphykallische Wahrheit gilt als diskutabel. Es sieht manchmal fast so aus, als wäre in der theoretischen Pphyk die Zeit des Chaos wieder im Anzug.“ Es ist wesentlich das Bestreben Plands, zu zeigen, daß dieser Eindruck sachlich nicht begründet ist und daß von irgendeiner Zerfegung oder hoffnungslosen Krisis des pphykallischen Denkens keine Rede sein kann. Vielmehr habe uns gerade die neuere Entwicklung dem letzten Ziele der Pphyk, welches Pland in der Erarbeitung eines einheitlichen, von allen „anthropomorphen“ Bestandteilen freien pphykallischen Weltbildes sieht, wesentlich nähergebracht.

Den klaren, durchachten und anregenden Darlegungen Plands wird man mit Freude und Genuß folgen, wie man auch im einzelnen sich zu seinen Auffassungen stellen möge. Im wesentlichen verständlich dürften sie für jeden theoretisch und naturwissenschaftlich geschulten Leser sein.

Eine vom Standpunkt des Nachsigen Postulismus aus geschriebene Auseinandersetzung mit Plands Vortrag über die Einheit des pphykallischen Weltbildes findet sich in J. Ablers Buch über Nachs Überwindung des mechanischen Materialismus.

Eingelegt.

Wille.

Religion

Richard Rablisch, Wie lehren wir Religion? Versuch einer Methodik des evangelischen Religionsunterrichts auf psychologischer Grundlage. 6. Auflage, bearbeitet von Hermann Tögel. Göttingen 1923; Vandenhoeck & Ruprecht. VI, 274 Seiten. Preis 5.— M.

Die Methodik des evangelischen Religionsunterrichts, die der im Krieg gefallene Schulkollegat Richard Rablisch 1910 zuerst veröffentlicht hat, ist reich an seinen Beobachtungen kindlichen Erlebens und an reizvollen Beispielen lebendiger und frischer Lehrtätigkeit, die Kindern nicht theologische Lehren, sondern religiöses Leben vermittelt. Der theologische Standpunkt ist der der liberalen protestantischen Theologie. Die Begriffe der theoretischen Psychologie vom Wundt, noch mehr von James übernommen und keineswegs besonders tief und originell entwickelt, stehen eigentlich nur in losem Zusammenhang mit den vielen Bemerkungen, die

Kabisch aus seiner reichen pädagogischen Erfahrung über die religiöse Psychologie des Kindes bringt. Der stark persönliche Charakter des Buches gibt ihm einen besonderen Reiz und Wert; es ist, wie der Herausgeber mit Recht hervorhebt, „nicht nur eine Methodik, sondern ein Bekenntnisbuch“.

Bei diesem persönlichen Charakter des Buches ist es um so schärfer zu beurteilen, daß der Herausgeber in der Absicht, „den Kabisch-Geist im Gewande von 1923 darzustellen“, das Buch des von ihm mit übersichtswenglichen Worten gepriesenen Verfassers in einer Weise bearbeitet hat, die kaum mehr erlaubt, von einem Wert von Richard Kabisch zu reden. Der Leser fragt sich verwundert, ob man Richard Kabisch die Fähigkeit zutrauen kann, nach seinem Tode erschienenen Schulgesetze zu kritisieren, und wie er dazu kommt, sich selber so hohes Lob zu spenden und an anderer Stelle gegen seine eigenen Ansichten zu polemisieren, denn dies alles geschieht hier unter seinem Namen mitten im Text eines angeblich von ihm verfaßten Buches. Der Versuch, das Buch den neuesten Fortschritten der Pädagogik anzupassen, hat ihm seinen ursprünglichen Charakter und seinen originalen Wert genommen und würde dies auch getan haben, wenn er weniger kleinlich, doktrinär und schematisch gemacht worden wäre.

Nicht eingestell.

Erst.

Martin Buber, *Ich und Du*. Leipzig 1923, Inselverlag.
138 Seiten. Preis geb. 5.— M.

Man mag Martin Buber zunächst als einen geistigen Führer des modernen Judentums bezeichnen. Aber auch der dem Einfluß des Judentums auf unsere materielle und geistige Kultur kritisch gegenübersteht, wird nicht verkennen, daß in den Schriften Bubers hohe Werte für das deutsche Geistesleben liegen. Obwohl Zionist, ist Buber doch nicht in erster Linie von säkularnationalistischen Motiven beherrscht — die sonst wohlhin den Zionismus als bloße Zellerscheinung des nationalistischen Zeitgeistes erscheinen lassen —, sondern es ist die Religion, die diesen Geist ganz bestimmt und erfüllt, so daß er alle Fragen des Lebens und der Forschung, alle Erscheinungen der Kultur unter einem religiösen Gesichtspunkt betrachtet. Die Quellen, die sein religiöses Denken speisen, fließen ihm nicht sowohl im Alten Testament und im Talmud, als in der Mystik des östlichen Judentums, die er in verschiedenen Schriften, auch in erzählender Form der Gegenwart näherzubringen versucht. Und wie die Mystik aller Zeiten und Konfessionen eine starke innere Verwandtschaft aufweist, so ist auch dieser jüdische Mystiker nicht verschlossen gegen Einflüsse, die aus der islamischen und besonders natürlich der christlichen Mystik stammen. Der jüdische Grundcharakter seines Denkens bewachte ihn dabei vor einem Versinken in den Pantheismus und in reine, dem konkreten und praktischen Leben abgewandte Spekulation. Die Kraft seiner Persönlichkeit, die Tiefe und Lauterkeit des eigenen Erlebens, das, so zurückhaltend und sachlich er schreibt, doch überall spürbar wird, machen Buber zu einer der wirkksamsten literarischen Potenzen der Gegenwart, soweit sie durch eine Erneuerung religiöser und besonders mystischer Haltung charakterisiert wird. Sprache und Stil Bubers entbehren zwar der Ursprünglichkeit und naiven Kraft und Frische, aber sie sind von höchster Feinheit und Gepflegtheit. Er beherrscht die deutsche Sprache wie der Virtuose sein Instrument, aber seine Bewissenhaftigkeit im Gebrauch dieser Virtuosität verbietet es, ihn unter die Kategorie der Literaten zu versetzen.

„Ich und Du“ darf neben dem älteren „Daniel“ wohl als das Hauptwerk Bubers gelten. Die dieses verlangt es vom Leser hohe Konzentration und die Fähigkeit, eine Rede über innere und geistige Dinge aufzunehmen.

Gegenstand der Untersuchungen des Buches ist das geistige Leben. Der Mensch lebt in einer doppelten Art von Beziehungen, deren unterschiedliches Wesen dadurch charakterisiert wird, daß er in der einen sein Gegenüber innerlich mit Du, in der anderen mit Es anspricht. Nur in jener Beziehung auf ein Du tritt aber der Mensch wahrhaft als Ich ein, dem Es gegenüber nimmt er selbst Es-Charakter an. Die in dieser Doppelheit der Beziehungsweisen verlaufenden Richtungen des geistigen Lebens werden auch als Verwirklichung und Gegenständlichkeit, als Realisierung und Objektifizierung unterschieden. Wesen und Sinn jener Lebensrichtung der Verwirklichung entsalten sich auf verschiedenen Stufen auf denen Naturgestalt, Mensch, Geist dem Ich als Du begegnen. Auf der höchsten Stufe

wird Gott das Du des Menschen-Ich, das Gebet ist der Gipfel des Lebens, in ihm vollendet sich, was alles Dufagen und Ichfagen meint und worauf es hinweist. So mündet die Lebensbeutung Subers, von der alltäglichen Erfahrung ausgehend, in eine Religionsphilosophie. Es ist ein eigenartiger, an tiefen Einsichten reicher Weg, abseits aller Schulphilosophie, auf dem er an die letzten Fragen hinandrängt.

Einer Bücherrei, die nicht nur Bücher aufnimmt, die vielen etwas, sondern auch solche, die wenigen vieles geben können, müssen wir die Einstellung des Buches empfehlen.

Eingestellt.

Sultmann.

Friedrich Heller, Sadhu Sundar Singh. Ein Apostel des Ostens und Westens. München 1924, Ernst Reinhardt. 234 Seiten. Preis 4.— M.

Sundar Singh ist ein zum Christentum bekehrter Inder, der im Gewande eines wandernden Asketen (Sadhu) als Inder und unabhängig von allen Kirchen-gemeinschaften seinen Vordaleuten Christus verkündet. Bei seiner Reise nach Europa, die ihn auch nach Deutschland, und zwar auch nach Leipzig brachte, wurde seine Erscheinung, die man mit Christus und den Aposteln zu vergleichen wagte, zu einer Sensation gemacht — ihm persönlich bedeutete sie eine schwere Enttäuschung über das abendländische Christentum. Nachdem die Sensation verfliegen ist, schreibt ein führender Theologe, hervortragend durch religionsgeschichtliche und religionspsychologische Forschungen, ein kleines Buch über den Sadhu. Nicht ohne Mißtrauen hat es der Referent in die Hand genommen, aber die Lektüre hat ihn eines Besseren belehrt.

Gestalt und Leben dieses Inder, die Heller auf Grund kritischer Prüfung der vorhandenen Quellen schlicht und warm schildert, werden den religiös Suchenden und Betroffenen unter unsern Zeitgenossen doch Wesentliches bedeuten können. Seine Gesichte, die von seiner Bekehrung durch eine wunderbare Erscheinung des Heilandes an eine einzige Kette von Wundern bildet, gemahnt an die Heiligenleben alter Zeit, die Innigkeit und Naivität seines Glaubens, der Liebeseifer seines apostolischen Wirkens scheinen uns in die entsehlafenen Zeiten des Urchristentums zu versetzen; seine Rede, von der viele Beispiele geboten werden, ist vollstetmlich und bewegt sich gern in Gleichnissen. Dieser unermuteten Erscheinung in unserer Zeit zu begegnen, ist ein einzigartiges Erlebnis, dem so wenig der Intellektuellere wie der schlichtere Leser sich wohl entziehen können.

Dem ersteren bietet außerdem Heller Wertvolles durch seine psychologische Analyse des Gebetslebens des Sadhu und seiner mythischen Verbindung mit Christus sowie durch die Vergleichung seiner Glaubensgedanken mit den Lehren der Kirchen und Theologen und ihre teilweise Zurückführung auf das Nachwirken indischer Traditionen. Obwohl die eigentliche Bekehrungsmacht in Anmerkungen verbannt bleibt, werden dabei für manche Leser freilich auch tote Stellen in dem Buch entstehen. Im ganzen wird ein religiöses Interesse immer auf seine Rechnung kommen. Beachtung verdient Hellers Buch auch von solchen, die den geistigen Strömungen des modernen Indiens ihre Aufmerksamkeit zuwenden.

Eingestellt.

Sultmann.

*

Jakob Böhmes Schriften. Ausgewählt und herausgegeben von Hans Kayser. Leipzig 1923, Inselverlag. 424 Seiten. Preis geb. 7.50 M.

Es wäre erfreulich, wenn es gelänge, die Schriften Jakob Böhmes weiteren Kreisen zugänglich und die eigenartige Gestalt des philosophischen Schüfers von Obelk seinem Volke lebendiger zu machen. Leider sind die Schwierigkeiten, die das volle Verständnis seiner Gedanken hindern, so groß, daß man zweifeln kann, ob es je ganz gelingen wird, die Fülle dieser reichen Ideenwelt, die sich in selbstsam verschlungenen Gedankengängen und vieldeutigen Begriffen mühsam

verständlich zu machen sucht, den Lesern der Volksbühnereien nahezubringen. Der ebenso tief sinnige wie wunderliche Denker ist immer nur von einem kleinen Kreise von Mystikern und Theosophen mehr verehrt als verstanden worden und hat außerhalb dieses Kreises nur mittelbar durch die von ihm beeinflusste romantische Philosophie gewirkt. Und doch wird der Mann, der Gott, Welt und Menschen als im Wesen eins mehr ahnte und deutete als begriff, der Gut und Böse, Christus und Laster als gleich notwendig dem gleichen göttlichen Ugrund entquellend zu verstehen suchte, immer allen, die sich um Lösung letzter Fragen mühen, tiefes und Wertvolles zu sagen haben.

Die Methode, Böhme zu popularisieren, die die Ausgabe von Hans Rahser antreibt, scheint mir ebenso verfehlt wie seine Gesamtaufassung. Der Herausgeber verhehlt in keiner Weise, daß er es für ganz überflüssig hält, darüber nachzudenken, was Böhme mit seinen dunklen Begriffen eigentlich gemeint hat. Ihm genügt „das einfache Sein einer innerweltlichen Systematik“, auch wenn sie kein Mensch versteht. Im übrigen interessiert ihn das mythische Erlebnis, das niemand zergliedern darf, und die schöne Sprache. Aber Jakob Böhme ist bei aller Bewußtheit innerer „Erleuchtung“, die er besitzt, nicht in dem Sinn Mystiker, daß er persönliche religiöse Erlebnisse dem Gemüte seiner Leser nahezubringen sucht, er strebt nach begrifflicher Formulierung eines geahnten Weltzusammenhangs, sein Stammeln ist nicht das der Elster, er ringt mit dem Wort, will er Klarheit des Gedankens sucht, und nur als ein zusammenhängendes Begriffssystem kann seine Lehre verstanden werden. Die Auswahl bringt der Gesamtaufassung entsprechend mit Ausnahme einer kurzen Schrift, die vollständig mitgeteilt wird, nur schöne Stellen aus fast sämtlichen Schriften, die zwar einen guten Begriff von der Sprache Böhmes geben, aber, aus dem Zusammenhang gerissen, häufig ganz unverständlich sind und in keiner Weise den Sinn der Schriften, aus denen sie genommen sind, erraten lassen. Allzu reichlich berücksichtigt sind dabei die erbaulichen Betrachtungen im Stil seiner Zeit, in denen sich Böhme häufig ergeht. Statt einer Einführung in die Gedankenwelt des Verfassers, die bei einer Böhme-Ausgabe gar nicht entbehrt werden kann, wird das württembergischen Theologen Detinger „Kurzer Auszug der Hauptlehren Jakob Böhmes“ mitgeteilt, der, vom Standpunkt des 19. Jahrhunderts geschrieben, Jakob Böhme dem heutigen Leser nicht näherrückt, und wenn Abraham von Frankenburgs Biographie Böhmes ein sehr anschauliches Bild des Mannes, wie ihn seine Zeitgenossen sahen, gibt, so ist sie doch kein Ersatz für eine Biographie vom Standpunkt der Gegenwart. So steht der Leser vollständig ratlos vor einer solchen Blütenlese, die aus den Gedanken dieses schon an sich nicht leicht verständlichen Denkers zusammenhanglose Gedanken splitter macht.

Nicht eingestellt.

Ernst.

Paul Hankamer, Jakob Böhme. Gestalt und Gestaltung. Bonn 1924, Eohen. 427 Seiten. Preis 8.50 M.

Weit mehr positiven Wert als die Auswahl Rahser besitzt die ausführliche Würdigung Böhmes von Paul Hankamer, die freilich auch nur mit großen Einschränkungen empfohlen werden kann. Er tritt vom Standpunkt einer „jungen Welt, die den Deutschen Schopenhauer und Nietzsche, Dostojewski und George vermittelten“ an Böhme heran. In dithyrambischem, oft schwülstigen Stil wird hier Böhme gefeiert als der große „wesentliche Mensch“, die große „artzschaffende Persönlichkeit“, die wahre Verkörperung deutschen Wesens in einem Ostdeutschen, als die letzte Vollenbung des religiösen Strebens der deutschen Nation, das in der Mystik begonnen hat. Seine mythische Erleuchtung wird mit der Weiße des Künstlers, wie sie der Kreis um George sieht, fast gleichgesetzt; überhaupt erscheint Böhme alsuferste als ein Verkörper moderner Ideen und Schlagworte. Wer sich durch Stil und Präntationen des Verfassers nicht abstoßen läßt, wird bemerken können, daß er bei aller Überhöhung seines Volken das Wesen des Menschen und die Eigenart des Philosophen sein zu charakterisieren weiß, daß er den systematischen Zusammenhang seiner Gedanken zu begreifen und in der Sprache der Gegenwart dem Leser nahezubringen versteht. Der Verfasser besitzt die unserer Zeit überhaupt eigene Verbindung von Unfähigkeit, wirklich eigene Gedanken klar zu fassen und verständlich auszudrücken mit einer bemerkenswerten Fähigkeit, fremde sich wirklich anzueignen, nachzudenken und mit seiner Empfindung nachzu-

fühlen. Nicht, was er an eigenem Gedanken nur allzu weit ausholend in der Meinung, Böhme durch sie verständlicher zu machen, herbeibringt, wohl aber die Art, wie er die Entwicklung der Gedanken Böhmes charakterisiert, wie er den verborgenen Zusammenhängen zwischen seinem persönlichen Erleben und seiner Art, die Welt zu sehen, nachspürt, wie er die Besonderheit seines Stilles nachfühlend erfasst, gibt dem Buch einen wirklichen Wert. Und indem er Böhme in den großen Zusammenhang des deutschen Selbstlebens stellt, zeigt er sich auch bei der Charakterisierung verwandter Erscheinungen sehr an seinen tiefbringenden Beobachtungen, die ganz unabhängig vom Wert der oft recht willkürlichen Beschlüssekonstruktionen sind, die sie veranlassen. Auch sein Stil wandelt sich in Abschnitten dieser Art in erfreulicher Weise.

Die offen zutage liegenden Schwächen des Buches dürfen so gegen seine Vorzüge nicht blind machen. Es erscheint in hohem Maße geeignet, Lesern, die den Kreisen, aus denen es erwachsen ist, nahestehe, eine Einführung in die Gedankenwelt Böhmes zu bieten und auch sonst philosophisch interessierten Lesern Jakob Böhme näherzubringen.

Eingestellt.

Ernst.

*

Der Koran. Ausgewählt, angeordnet und im Metrum des Originals übertragen von Hubert Grimme. Paderborn 1923, Schönningh. 228 Seiten. Preis geb. 2.85 M. (Dokumente der Religion, 8. Band.)

Der Fall, der je eine der Übersetzungen des Korans zu lesen versuchte, wird bald ermüdet von Formlosigkeit und Abstrusität, geneigt sein, den Einfluß und das Ansehen dieses Buches unter die Unbegreiflichkeiten des Orients zu rechnen. Die neue Ausgabe Grimmes läßt den Leser zu einem andern Eindruck und zu einem andern Urteil gelangen. Neben der Auswahl, der viele Wiederholungen, Einzelheiten betreffende Anordnungen, Auseinandersetzungen mit uns unbekannten Gegnern zum Opfer gefallen sind, und neben der Übersetzung, von der wir ohne dem Urteil berufener Sprachkenner vorzugreifen jedenfalls sagen dürfen, daß sie poetischen Charakter trägt und Rückerts Übertragungen arabischer Dichtung verwandt erscheint, ist es vor allem die Anordnung, auf der die Wirkung der neuen Ausgabe beruht. Enthalten schon die einzelnen „Suren“ — etwa Kapitel — des Koran Stücke verschiedener Entstehungszeit und daher verschiedenen Geistes und verschiedener Form, wodurch ihr Verständnis erschwert wird, so ist die Anordnung der Suren zum Ganzen des Koran eine für unsere Begriffe geradezu sinnlose, die Auffassung verteilende; sie wird nämlich lediglich durch die Länge der Suren bestimmt. Grimme, als Autorität auf dem Gebiet der Koranforschung angesehen, wählt für seine Übersetzung eine Anordnung der Suren und Surenteile, die der Entstehungsgefolge des Korans folgt. So spiegelt das Buch die äußere und innere Beschäfte Mohammeds, seines Verfassers, wider, seine religiösen und politischen Ideen werden uns verständlich, indem wir dem Verlauf ihrer Entwicklung nachgehen, unterstützt durch die Bemerkungen, die Grimme jedem der größeren Abschnitte vorausschickt, und die auch demjenigen zugänglich sind, der über die mehr philologisch gehaltenen Einleitung zum Ganzen stolpert.

Fremdbartig genug bleibt der Koran auch in dieser Gestalt dem deutschen Leser, und schwerlich wird er ihm je ein Buch religiöser Erbauung werden. Wer etwa mit dem religiösen Suchen des modernen Menschen an diese Urkunde herangehen wollte, wird die Pforte verschlossen finden. Wer aber, vorbereitet durch die Lektüre guter Reiseberichte und vor allem von Werken arabischer Dichtung — der Erzählungen von Tausend und einer Nacht, der Makamen der Hariri (die er in Rückerts Werken findet) — seine Einsicht in die geistige Welt und das Leben des Orients vertiefen will, der kann hier herangeführt werden bis zu den Quellen, die einer ganzen Kultur Gehalt und Gestalt gegeben haben. Und an mehr als einer Stelle wird er vom Zauber des fremden Geistes und seiner Schönheit ergriffen werden.

Eingestellt.

Bultmann.

Philosophie, Psychologie, Okkultismus

Hermann Lohse, Mikrokosmos. Ideen zur Naturgeschichte und Geschichte der Menschheit. Versuch einer Anthropologie. 9 Bücher in 3 Bänden. 6. Auflage. Mit einer Einleitung herausgegeben von R. Schmidt. Leipzig 1923, F. Meiner.

Band 1: 1. Der Leib. 2. Die Seele. 3. Das Leben.) XXXVI, 453 Seiten. — Band 2: 4. Der Mensch. 5. Der Geist. 6. Der Weltlauf.) VI, 464 Seiten. — Band 3: 7. Die Geschichte. 8. Der Fortschritt. 9. Der Zusammenhang der Dinge.) VI, 415 Seiten. Preis zus. 26. — M.

Hermann Lohses Mikrokosmos ist nicht nur eines der gehaltvollsten und bedeutungsvollsten Werke der gesamten philosophischen Literatur, sondern zugleich ein wahrhaft vollstündliches Werk, das von seinem Verfasser dazu bestimmt und das seinem Wesen nach dazu berufen ist, auf einen weiteren Kreis philosophisch suchender Menschen zu wirken. Nicht umsonst gesteht Lohse, daß es seine wesentlichste Bestrebung gewesen sei, ob seine Darlegungen insofern sein möchten, durch Aufklärung irgendeiner Dunkelheit, durch Lösung irgendeines Zweifels, durch Eröffnung irgendeiner Fernsicht ein gedrücktes Herz zu beruhigen, zu erleichtern oder zu erfrischen. Nicht umsonst betont er, daß seiner Überzeugung nach in diesen Leistungen des lebendigen Menschen an den lebendigen Menschen der letzte Wert auch aller philosophischen Bemühungen um die höchsten Wahrheiten beruhe. Wenn ich bei irgendeinem philosophischen Werte glaube, daß es, falls es überhaupt wirkt, aufbauend und nicht zerstörend, menschlich bildend und nicht verbildend wirken wird, so ist es Lohses Mikrokosmos. Es ist ein Werk, dem in der vollstündlichen Bücherei ein Ehrenplatz unter den philosophischen Werken gebührt.

Die hohe Bedeutung des Wertes für die vollstündliche Bücherei beruht nicht nur auf der sprachlich schönen, klaren und lebendigen Darstellung und auf der umschulmäßigen schlichtmenschlichen Form, in welcher Lohse die elementarsten und wesentlichsten Fragen des menschlichen Daseins erörtert, sondern vor allem auf der Seins- und Denkungsart, die sich in diesem Werke manifestiert.

Ausgegliedene Reife und Abgerundetheit des Denkens ist in Lohse verbunden mit ursprünglicher Kraft und echtem philosophischen Radikalismus, umfassende naturwissenschaftliche und geschichtliche Bildung mit deutscher Bescheidenheit, ein männliches, ehrliches, allen Illusionen abgemessenes Denken mit einem lebendigen Glauben an einen tieferen Sinn des irdischen Daseins und an die Wirklichkeit eines göttlichen Weltplans. So weit Lohse auch von aller falschen sentimentalischen Erbaulichkeit entfernt ist, so wenig er gelegentlich das Mittel vernichtender Ironie scheut, so hat sein Denken doch nie seine Verwurzelung im Geiste des ganzen lebendigen Menschen vergessen und nie das Recht der intuitiven Bewußtheiten und Ahnungen des menschlichen Gemütes verkannt.

Dem Gegenstande nach stellt der Mikrokosmos den großartigen Versuch einer Anthropologie im vollsten und reichsten Sinne dieses Wortes dar. Derselbe zeichnet ein Bild vom Menschen als körperliches wie als seelisch-geistiges Wesen, sie betrachtet ihn in der Versflochtenheit mit seiner Umwelt und sucht schließlich aus der vereinigten Betrachtung des individuellen Lebens und der Kulturgeschichte der Menschheit eine Ansicht von der Bedeutung und dem Sinne des menschlichen Daseins zu gewinnen.

Diese umfassende Menschentunde ist zugleich eine eingehende Auseinandersetzung mit der durch den Entwicklungsgang der modernen Naturwissenschaften gegebenen geistigen Situation.

Auch von den ausstüßigen naturwissenschaftlichen Denkens, wie sie der ja gerade zu Lohses Zeit aufkommende Materialismus der Büchner, Moleschott u. a. darstellte, abgesehen, bedeutete jene Entwicklung doch eine Entgitterung des Weltbaues, eine Entzauberung der Welt, welche den Menschen aus all den Zusammenhang herauszulösen schien, in denen er sich verwurzelt fühlte, und welche zunehmend alle jene Züge in Frage stellte, in denen das unbefangene Bewußt des Menschen den Kern alles lebendigen Daseins zu besitzen glaubt.

Demgegenüber ist es das Bestreben Lohes, zu zeigen, wie wenig unaushebbar der Gegensatz ist, in welchem die Lehren der modernen Naturwissenschaft zu jenen lebendigen Überzeugungen des menschlichen Gemüts und zu allem Glauben an einen Sinn und eine tiefere Bedeutung des menschlichen Daseins scheinbar stehen. Wesentlich ist dabei, daß Lohes dem naturwissenschaftlichen Denken seiner Zeit durchaus gegenübersteht — in manchem vielleicht sogar befeindeter, als uns heute gut scheinen mag — und daß es ihm völlig fernliegt, etwa das Leben oder den Glauben gegen das Wissen auszuspielen.

So beginnt das Werk denn mit einer vollen und reiflosen Anerkennung der mechanischen Naturanschauung — um freilich mit einer theilhaftig überbauten Philosophie des Geistes und mit dem Bekenntnis zu einer unerbesslichen, das ganze Weltall beherrschenden Teleologie zu enden.

Aus den ersten Bänden des Wertes seien hier besonders nur die Ausführungen des zweiten Buches hervorgehoben, in denen Lohes in meisterhafter Weise die Gründe für die Annahme der Seele als einer selbständigen, wenn auch in innigster Wechselwirkung mit dem Körper stehenden Wesenheit entwirrt und die zu seiner Zeit aufkommende Neigung bekämpft, das eigentümliche Gebiet des geistigen Lebens nach einem ihm fremden Modell zu konstruieren. Wir finden hier bei Lohes Einsichten, zu denen man sich erst heute wieder langsam zurücktafelt. Mit Recht sagt ein neuerer Forscher, daß kaum ein Denker in der Geschichte der Psychologie größere Klarheit über das Dunkel psychologischer Probleme ausgetreilt habe als Lohes.

Den bedeutsamsten und gehaltvollsten Teil des Mikrokosmos bildet der dritte Band. Die kultur- und lebensgeschichtlichen Betrachtungen desselben bilden den Höhepunkt des ganzen Wertes, demgegenüber die beiden ersten Bände einen mehr vorbereitenden Charakter haben.

Es ist unmöglich, hier auch nur einen ungefähren Eindruck von dem reichen geistigen Gehalt dieser Betrachtungen zu vermitteln. Ihnen allen liegt die von Lohes mit unermüdlicher Leidenschaft verfolgte Überzeugung zugrunde, daß jeder mögliche Sinn der Geschichte und des Lebens überhaupt nicht in der Erzeugung irgendwelcher objektiven Tatbestände um dieser Tatbestände willen, nicht in der Realisierung irgendwelcher Ideen um ihrer selbst willen zu suchen sei, sondern nur in den lebendigen Gefühlen konkreter persönlicher Wesen, daß Tatbestände nur dann als wertvoll zu gelten haben, wenn sie von lebendigen geistigen Wesen unmittelbar als Werte empfunden werden. „Was ein Gut sein soll, hat den einzigen und notwendigen Ort seines Daseins in dem lebendigen Gefühl irgend eines geistigen Wesens; alles, was außer, zwischen, vor und hinter den Geistern liegt, alles, was Tatbestand, Ding, Eigenschaft, Verhältnis oder Ereignis ist, gehört zu dem Reiche der Sachlichkeit, das zwar Güter vorbereitet, ohne je selbst ein Gut zu sein.“ Mit äußerster Leidenschaft kämpft er von dieser Überzeugung aus gegen die Geschichtsphilosophie eines Hegel, welche „die sinnvollen Zwecke des wirklichen warmherzigen Lebens gar nicht mehr kennt oder mit unbegreiflicher Belassenheit über sie hinwegsieht, um den tiefsten Sinn der Welt in der Beobachtung einer geheimen Entwicklungskette zu suchen“. Den ganzen Lohes haben wir hier in dem einen Satz, daß „ein menschliches Herz in aller seiner Endlichkeit und Vergänglichkeit ein ungleich edleres, reicherer und erhabeneres Wesen ist, als jenes Absolute samt all seiner denotwendigen Entwicklung“.

Die kritisch Lohes aus dieser seiner stetigen Einstellung auf das konkrete subjektive Leben heraus dem Fortschritte der modernen Technik gegenüberstand, zeigen die hellstehenden Worte: „Nachdem alle Gebiete menschlicher Tätigkeit möglichst mechanisiert sein werden, wird die Frage mehr und mehr hervortreten, wo denn nun eigentlich das Leben selbst beginnt, wenn alles das, was sonst es ausfüllte, der lebendigen Hingabe entrückt und nur zu den Vorbereitungen und Mitteln des Lebens gerechnet wird.“

Bei aller Wertschätzung des Mikrokosmos dürfen wir doch nicht verkennen, daß manche Einzelausführung Lohes für uns heute wenig Aktualität mehr besitzt, und daß sich in dem Werke manche Stellen finden, welche unserer kurzlebigen, der beschaulichen Muße ermangelnden Zeit den Zugang zu Lohes etwas erschweren wird. Außerdem stellt das Werk trotz seines im besten Sinne populären Charakters doch höhere Ansprüche an die Aufnahmefähigkeit, Ausdauer und geistige Mitarbeit des Lesers. Die volkstümliche Fäçherel wird sich also fast für das Buch einstellen

müssen, wenn es seinem Werte entsprechend gelesen werden soll, und sie wird gut tun, keine allzu hohen Erwartungen an die erstensbe Dichtung des Wertes zu knüpfen. Dafür kann sie aber getrost sein, daß diejenigen ihrer Leser, welche sich wirklich durch das ganze Werk hindurcharbeiten, einen tieferen geistigen Gewinn haben werden.

Den Bücherelen, denen die Anschaffung des ganzen Wertes unmöglich ist, sei besonders die Anschaffung des auch für sich verständlichen dritten Bandes empfohlen. Sie werden daran bester tun, als mit der Anschaffung irgendeiner Auswahl, in der doch das Beste von dem Gehalt des Wertes verloren geht.

Eingestellt.

Wille.

Raoul D. Francé. Das Buch des Lebens. Ein Weltbild der Gegenwart. Mit Farbentafeln und vielen Textabbildungen. Berlin 1924, Ullstein. 553 Seiten. Preis 10.— M.

Raoul D. Francé. Wichtiges Leben. Ein Buch für jedermann. Leipzig 1924, R. Voigtländer. 77 Seiten. (Bios Bücherel für erfolgreiches Leben. Heft 1.) Preis 1.30 M.

Vorbemerkung. Jeder Volksbibliothekar, der mit einer den patriarchalischen Lebensformen entrückten Leserschaft zu arbeiten hat, kennt die starke Nachfrage nach Büchern über Fragen der Lebensgestaltung und Lebensführung. Die Auflösung aller traditionellen Bindungen auf der einen Seite, die Unübersichtbarkeit und zugleich die Strausamkeit des modernen Lebens auf der anderen Seite läßt in diesen Menschen das Bedürfnis nach einer Lebenslehre aus.

Der volkstümlichen Bücherel erwächst hier eine große Verantwortung und eine Aufgabe von entsprechender Schwierigkeit. Den „Lebensantrieb“, der hier zum Zuge führt, müssen wir sehr ernst nehmen, aber die literarischen Erzeugnisse, die sich uns hier anbieten, sind selbst zum großen Teil Ausdruck geistiger Verwilderung, geistiger Haltlosigkeit, mangelnder geistiger Fundierung. Bis vor einiger Zeit waren es vorwiegend angelsächsische, in erster Linie amerikanische Autoren, deren Bücher über vernünftiges, über erfolgreiches, über glücklich-harmonisches Leben Deutschland überschwemmten, die wohl von unseren Volksbibliotheken nicht immer mit der erforderlichen Vorsicht beurteilt und — unter dem Druck der Verhältnisse — verwertet wurden. Jetzt scheint es, als ob die Amerikaner durch den Deutschen Francé verdrängt werden sollten. Er klopft auch schon sehr vernehmlich an die Pforten der deutschen volkstümlichen Bücherel, und mehr als eine Tür wird sich ihm hier schon aufgetan haben. Unter diesen Umständen glauben wir verpflichtet zu sein, dem neuen Lehrer und Führer, der sich hier unserem Volke anbietet, eine eingehendere Darstellung widmen zu müssen, als durch die sachliche Bedeutung seiner Schriften gerechtfertigt ist.

Die Schriftleitung.

Raoul Francé, bekannt als Naturbildner und Verfasser populärer, naturwissenschaftlicher Schriften, tritt seit einigen Jahren mit dem Anspruch des Philosophen und Weltanschauers an die Öffentlichkeit. Eine Menge klar und dünnleibiger Bücher über seine neue „Objektive Philosophie“ hat er innerhalb weniger Jahre bereits veröffentlicht; mehrere Bände sind in Aussicht gestellt.

Eine geschäftstüchtige Kette für dieses bänderliche Monumentalwerk und seinen Schöpfer, den großen Philosophen Raoul Francé. So wird das an zweiter Stelle angeführte Buch in dem beiliegenden Prospekt des Verlages als „Wendepunkt in der gesamten Lebensauffassung“ bezeichnet. „Ob es sich um die Frage handelt, was man werden muß, um Erfolg zu haben, ob man wissen möchte, wie man richtig arbeitet, wie man richtig liebt, wie man richtig Natur und richtig Kunst genießt, ob man erfahren möchte, wie man richtig denkt, denn alles das gehört zum richtigen Leben, um sein und seines Volkes Bestes zu erreichen — in diesem hinreichend geschriebenen Werkchen des berühmten Denkers und Naturforschers findet man die Antworten eines Weisen, der sein Leben daran setzte, zu erfahren, wie man richtig lebt . . . Hier schuf der fast fünfzigjährige doch wohl sein köstlichstes Buch.“

In noch weit stärkeren Ausdrücken äußert sich der Autor selbst über den Wert seines philosophischen Wertes. „Mit vollem Bewußtsein“ nimmt er für

sich in Anspruch, die „dritte große Kopernikusstatu“ vollbracht zu haben und der Menschheitslehrer der Einordnung zu sein“ (1, 201). Der „eigenste Gedanke“ seiner Lehre „mag eine Zeitlang noch wenig beachtet bleiben oder verdunkelt werden durch die Hängel der Welt oder Unwesentlichen, einmal wird er doch das Jahrhundert beherrschen und die folgenden danach“. Wer ihn verstanden hat, der wird eines „höheren Menschentums“ teilhaftig, denn er hat dadurch eine Überzeugung gewonnen, welche eine „billige Umwälzung der äußeren Formen des Menschenlebens“ bedeutet. „Über schon längst ist er geprägt, der große Satz der Weisheit, der allein die Erlösung aus allen diesen Übeln bringen wird, und ich wiederhole ihn auch hier, obwohl er fast in allen meinen Worten steht. Aber ihn unermüdlich zu wiederholen, bis er befolgt wird, ist vielleicht die Mission, mit der mich der Weltgeist hinausgeschickt hat zu den Menschen.“ Die von ihm begründete Wissenschaft der Plasmatik wird sich „in den kommenden Jahren und Jahrzehnten in den natürlichen Mittelpunkt der Bildung setzen“ (215), er ist überzeugt, daß, „wie die Darwinische Entwicklungstheorie den Geisteszustand des 19. Jahrhunderts geprägt und beherrscht hat, sie die tragende Idee und umformende Kraft des 20. Jahrhunderts abgeben wird“ (202).

Von seinem Buch des Lebens stellt er sich „eigentlich vor, daß dieses Buch seinen Leser bis an sein Lebensende nicht verläßt. Denn wer sollte nicht bemerkt haben, daß es sozusagen keine Lage im Alltagsleben und keine Frage in den Feiertagen der Seele gibt, in der man sich bei ihm nicht Rat holen könnte?“ Von seinem Leser fordert er, daß er für ihn werbe, „als Jünger und Apostel einer Weltlehre, welche die Kraft und den Willen hat, das verfallene, verkommene und kranke Europa nochmals zum Führer der Menschheit zu machen.“ Und endlich die wichtigste Stelle: „Dem Hakenkreuz durch das Kreuz zum Violettgebanten, das ist der Weg des Menschengenies, der mit ägyptischen Geheimnissen begann und mit unserer bodenständigen Lebenslehre endet.“

Denn man kann noch an anderer Stelle lesen, daß Herr Francé nur mit der „einen Seite“ seines Wesens Denker und Künstler ist, „mit der anderen aber fest in Industrie und kaufmännischem Leben“ darinsteht, so versteht man es wohl, wenn er selbst sich fragt: „Woher nehme ich die Kraft, die übermenschliche Bürde auf mich zu laden und das ganze Dasein, Natur und Kultur in allen seinen hundert Ausläufern und Verzweigungen unter diesem Gesichtspunkt zu erforschen und durchzubedenken und nun überall hinzugehen, vor die Belehreten, vor die Denker, die Künstler, vor die Lehrer der Jugend, die Menschen der Praxis, vor die Kontore der Fabriken und die Erfinder, hinaus auf die Straße, in hundert Vortragsställe, in die Zeitungen und Zeitschriften, vor die Arbeiter, vom gelehrtesten Buch bis zur leichtesten Plauderei für die Masse? Und rastlos in hundert Ausdrucksformen das zu wiederholen, was mir aufgegangen ist.“

Über den Wert, welchen Francé seinen Werken beilegt, dürfte nach alledem wohl kaum ein Zweifel bestehen.

Etwas fraglicher kann es schon sein, an wen sich Francé mit seinen Büchern wendet. Das Buch des Lebens z. B. soll sich einmal ausdrücklich „an alle“ wenden, jeder soll es verstehen können, die in ihm dargelegte Lehre soll „die Einfachheit selbst“ sein, sie soll „ein neuer Stern am Himmel des menschlichen Daseins“ sein, der „für alle leuchtet“. „Dieser Stern steht über allen Weltanschauungen, über politischen Parteien, Bildungsstufen, Ständen, Rassen und Völkern. Bewußt wird jeder einen eigenen und anderen Weg zum Stern gehen müssen, aber für jeden ist ein Wegweiser geboten.“ An anderer Stelle dagegen spricht er aristokratisch von der „Bemahnung der Mächte und seelisch Freien, die mein Streben versteht“, ja am Schluß heißt es sogar, daß nur „der vollendete Mensch“, nur „ganz wenige Führer“ das Böllig verstehen werden, was hier für sie geschrieben steht.

Was ist nun der Inhalt von Francés Weisheitslehre, welches sind die weltumgestaltenden Gedanken, die zu verstehen er sich berufen fühlt? Das will und lehrt die „Objektive Philosophie“. In dem an zweiter Stelle genannten Buche sagt Francé selbst zu einem jungen Mann, der bei ihm Rat und Hilfe sucht: „Den Weg zum richtigen Leben zu finden, ist nicht einfach. Sie sehen doch, eine ganze große geistige Bewegung, die ‚Objektive Philosophie‘ ist darum entstanden, mit ihren vielen Werken und Mitarbeitern. Was wollen sie alle zusammen? Nur das eine: eine Lebenslehre schaffen, die zu einem erfolgreichen

Dasein führt, erfolgreich natürlich nicht in dem bloß materialistischen Sinne des Wortes — obwohl auch das eine Belohnung einer richtigen Lebensführung ist — sondern im Sinne eines optimalen Daseins für diesmal und — fürs ganze. Richtiges Naturverständnis oder, wenn Sie wollen, ein richtiges Verständnis des „Bios“, wie wir das Erlebnisganze, Natur und Kultur, nennen, gehört dazu genau so, wie richtige Erwerbstätigkeit, richtige Organisation, richtige Erholung oder richtige Religion.

Alles das muß eine Lebenslehre umfassen, die dem Menschen ein Freund sein will in seinen selbstverschuldeten und durch die Welteinrichtung auferlegten Nöten, die ihm und jeder Stufe seiner Gemeinschaften den Weg zeigen will zur Vollendung, indem sie ihm den dreifachen Pfad weist. Gesehmäßigkeit heißt der erste und die Gesehe der Erlebniswelt faßt er in sich. Ausgleich ist der zweite. So wie das Sein nicht ohne Harmonie bestehen kann, so auch der Mensch nicht ohne Ausgleich in sich und mit der Welt um sich. Und erlangen kann er diesen Ausgleich nur durch Einordnung in die ihm bestimmte Gemeinschaft, die er durch sein Weltwissen erkennt. „Das ist gleichsam die ganze neue Lehre in einem Satz gefaßt.“

Demgemäß heißt es an einer anderen Stelle: „In sieben Worten ist alles gesagt, was man wissen kann und was man tun soll: Gesehmäßigkeit — Ausgleich — Einordnung — das ist richtige Leben.“

Als Grundlage einer jeden richtigen Lebensführung hat zunächst die Kenntnis der Gesehe zu gelten, welche die Welt der Natur und der Kultur beherrschen. Dies eben ist der „große Satz der Weisheit“, den unermüdlich zu wiederholen Francé als seine ihm vom Weltgeist zuerteilte Mission empfindet: „Man kann nicht richtig leben ohne die Gesehe der Welt zu kennen.“ Die Kenntnis all dieser Weltgesehe ist keineswegs eine so schwierige Sache, wie man vielleicht denken möchte. „Klein ist dieses Gesehbuch der Welt, wenige Bände können es umfassen, einfach ist seine Sprache, jedes Hirn kann es verstehen.“ Außerdem ist dieses Gesehbuch nicht etwa erst im Werden begriffen, es liegt bereits vor in Francés Werk „Bios. Die Gesehe der Welt“.

Für besonders wichtig hält Francé dabei eine genaue Kenntnis der Vererbungs-gesehe. Ist es doch die Vererbung, welche neun Zehnteln der Menschen „tragend die Tür zum Glück zuwirft, mag ihre Hand auch noch so willensstark nach der Klippe greifen“. „Umwelt raucht es in den Lüften, und Vererbung murmelt dumpf die Schuld der Väter, die in uns weiterlebt.“

Außerdem gilt es vor allem die „fünf Gebote“ zu beachten, welche von den „plastatischen Gesehen für uns bereitgehalten werden“. Das erste dieser Gesehe befiehlt uns vielseitige Arbeit, das zweite Abwechslung von Arbeit und Ruhe, nach dem dritten sollen wir die Natur aufsuchen, nach dem vierten richtig lieben. Den Weg dazu zeigt das fünfte Gebot der Plastatik, denn man kann nicht richtig lieben ohne zu heizen.

Durch Ausgleich zwischen seinem eigenen Wohl und dem Wohl des Ganzen, in dem er lebt, und durch bewußte Einordnung in dieses in seinen Gesehen erkannte Ganze wird dann jeder das „bestmögliche“ Leben erlangen. Darüber hinaus können wir das beruhigende Bewußtsein haben, daß wir ein Teil sind in einem weit größeren System, als dessen Eigenheit die Naturforschung längst die Erhaltung von Stoff und Kraft erkannt hat, und daß auch wir demgemäß „aus dieser Welt nicht wieder herausfallen“ können. „Da uns kein Fall bekannt ist, daß irgend etwas, was einmal in der Welt war, aus ihr jemals herausgefallen sei, erlauben wir uns auch die Voraussetzung (wenigstens als flüchtige Hoffnung), daß auch wir in ihr dauernd darinnenbleiben werden.“

Und wer sein Dasein dazu verwendet hat, sich im Francéschen Sinne harmonisch in die ihm erkennbaren Teile des Weltganzen einzuordnen und an der Fortführung des „Weltoptimismus“ mitzuarbeiten, der hat ebenso sicher auch nach dem Eingehen in eine andere Seinsstufe mehr Aussicht, eine ihm genehme und reibungslose Umwelt vorzufinden, als wenn er nicht so gehandelt und gegen die Welt gelebt hat. . . . Ihm wird auch der Tod „ein Mittel zum Ruhen“. Wie sich Francé diese andere Seinsstufe denkt, können wir vielleicht einer anderen Stelle entnehmen, wo er von den Dafen spricht und den verheißungsvollen Satz verkündet: „Dafe sind somit gewissermaßen die Wälder des Alls. In einem

ganz großen Sinn kann man zur Erde und allem, was auf ihr sich regt, sagen: „Aus Das bist du, zu Das wirst du wieder werden.“

Dies dürften etwa die Hauptgedanken der Francéschen Lehre sein, wenn anders es uns gelungen ist, diese aus einem bunten und vieren Durcheinander der verschiedenartigsten Einzelaussführungen richtig herauszulassen. Die vielen und ausführlichen Zitate werden hoffentlich auch vom Stille dieses großen Denkers eine hinreichende Vorstellung vermitteln haben.

Zum Schluß möchte ich nur noch die Tatsache erwähnen, daß die philosophischen Werke Francés in der Tat einen großen Leserkreis gefunden haben. Das Buch des Lebens soll z. B. vom Ulsteinschen Verlage in einer Erstausgabe von 20.000 Exemplaren übernommen sein. „Man kann ja für alles Anhänger werben“, sagt Francé selbst einmal. Und man kann ja sicher auch mit allem gute Geschäfte machen, wenigstens wenn man, wie Francé, nur mit der einen Seite seines Wesens Denker und Künstler ist, mit der anderen aber fest in Industrie und kaufmännischem Leben darinsteht.

Nicht eingestellt.

Wille.

Eberhard Jschimmer, Philosophische Briefe an einen Arbeiter.

2 Teile. Jena 1920 und 1921, Thüringer Verlagsanstalt.

Teil 1: Briefe über Logik und Philosophie der Natur. 140 Seiten.

Teil 2: Briefe über die Philosophie des Selbsteslebens. 112 Seiten.

Preis geb. 3.— M.

Eberhard Jschimmer, Verfasser eines Buches über die Philosophie der Technik, hat längere Zeit eine leitende Stelle an den Schottwerken in Jena innegehabt, er ist Sozialist und hat also durch Beruf und politische Denkungsart nahe Beziehungen zur Welt des Arbeiters. So kann man erwarten, daß Jschimmer es versteht, dem geistig interessierten Arbeiter für ihn wesentliche Fragen und Erkenntnislücke philosophischer Art nahezubringen.

Beim Lesen dieser Philosophischen Briefe an einen Arbeiter wird eine solche Erwartung leider sehr enttäuscht. Weder nach Auswahl des gebotenen Stoffes noch nach Art der Darstellung dürften sie dem Arbeiter „erlebensnah“ sein, und zwar weder im Sinn der wirklichen Bedeutsamkeit noch im Sinne der bloßen Verständlichkeit. Denn der Gebrauch derber Kraftworte und eine ertüchelt-massive Ausdrucksweise bedeuten natürlich in dieser Hinsicht gar nichts. Ich glaube sogar, daß die durchsichtige Art der Jschimmerischen Darstellung einen jugendlichen Arbeiter mit tieferen philosophischen Interessen eher abstoßen als anziehen wird. Aber davon abgesehen, wird selbst ein geistig sehr aufnahmefähiger Arbeiter diesen Briefen kaum mit wirklichem Verständnis folgen können, sie werden sein Denken eher verwirren als klären. Ich gestehe übrigens, daß mir die von Jschimmer vortragene Philosophie selbst manchmal ein bißchen traurig und verdreht zu sein scheint und daß ich mehrfach nicht imstande war, den Sätzen Jschimmers auch nur einen deutlichen Sinn abzugewinnen.

Ich kann somit dieses mit mehr Begeisterung und gutem Willen als philosophischer Klarheit und pädagogischem Können geschriebene Buch nicht zur Anschaffung empfehlen. Daß Jschimmer im einzelnen auch manches Gute — z. B. über Technik — sagt, kann an diesem ablehnenden Urteil nichts ändern.

Vielleicht hat Jschimmer in seiner Philosophie der Technik, wo er sich auf dem eigensten Gebiete seines Denkens bewegt, mehr zu geben.

Nicht eingestellt.

Wille.

Karl Sapper, Das Element der Wirklichkeit und die Welt der

Erfahrung. Grundlinien einer anthropozentrischen Naturphilosophie.

München 1924, E. P. Beck. 250 Seiten. Preis 6.— M.

Im Gegensatz zur atomistisch-mechanischen Naturauffassung entwickelt der Verfasser die Grundlinien einer „anthropozentrischen“ Naturphilosophie, welche von der höchsten Erscheinung der belebten Natur, dem Menschen, ausgeht und von hier aus alle Naturerscheinungen zu begreifen sucht. Diese Naturphilosophie denkt sich die Natur als eine Wirkungsgemeinschaft lebendig wirkender Wesenheiten, und wendet so den durch die innere Erfahrung des Menschen gewonnenen

Elementbegriff auf die gesamte erfahrbare Wirklichkeit einschließlich der anorganischen Natur an.

Eine wirkliche Begründung gibt der Verfasser für die von ihm entwickelten Auffassungen ebensowenig wie er es versteht, sie für die naturwissenschaftliche Forschung fruchtbar zu machen. Im übrigen bietet der Verfasser außer dem, was er, wie er selbst gesteht, dem Einflusse von Aristoteles, Leibniz, Schopenhauer, Hartmann und Driesch verdankt, manchen guten Gedanken. Im ganzen ist das Buch aber doch zu unwesentlich, als daß ich es zur Anschaffung empfehlen möchte.

Nicht eingestellt.

Wille.

*

Ludwig Klages, Einführung in die Psychologie der Handschrift. Mit 23 Figuren. Stuttgart-Heilbronn 1924, W. Seifert. 103 Seiten. Preis 3.— M.

In seinem Werke über Ausdrucksbewegung und Gestaltungskraft entwickelte Klages in systematischer Form die allgemeinen Prinzipien der Lehre vom Ausdruck und zeigte im besonderen, wie sich in der Handschrift innere Zustände und Wesensseiten des Menschen ausdrücken. Das Werk über Handschrift und Charakter nahm diese letztere, speziellere Erörterung wieder auf und gab eine umfassende Einführung in die darauf sich aufbauende, charakterkundliche Handschriftendeutung.

Die vorliegende, in Form leichter und zwangloser Essays geschriebene Schrift soll den Leser auf die Erscheinungen seelischen Wesensausdrucks und auf den Ausdrucksgehalt der Handschrift überhaupt erst einmal aufmerksam machen, sie soll anregen, Verständnis und Interesse für die allgemeinen Grundlagen der Handschriftendeutung wecken, vor falschen Erwartungen warnen, kurz: dem Leser zu einer richtigen Einstellung gegenüber der Graphologie verhelfen.

Eine Schrift ist demgemäß den Lesern möglichst vor der Lektüre jener beiden anderen, im Bestande bereits vorhandenen Werke zu empfehlen. Denen, welche sich mit den hier gegebenen orientierenden Umrissen nicht begnügen und tiefer in den Stoff eindringen wollen, wird sie das Verständnis jener anderen Werke nicht unwesentlich erleichtern. Andererseits wird auch der, welcher Klages schon kennt, diese der Form nach neue und auch manchen neuen Gedanken enthaltende Darstellung eines schon vertrauten Stoffes gern lesen.

Eingestellt

Wille

Charles Baudouin, Die Macht in uns. Entwicklung einer Lebenskunst im Sinne der neuen Psychologie. Dresden 1924, Sibyllenverlag. 177 Seiten. Preis 3.— M.

Baudouin ist einer jener vielleicht nicht immer ganz exakten und begrifflich scharfen, aber klugen und weltkundigen Forscher, welche es verstehen, in eindrucksvoller, anregender, fast unterhaltender Form über ihr Wissensgebiet zu schreiben und so auf weitere Kreise ihrer Mitmenschen zu wirken, ohne doch nach Art so vieler „Popularisatoren“ dabei flach und ungeistig zu werden. Im Gegenteil zeugen seine Bücher stets von Geschmack und geistiger Bildung.

Die Haupttendenz des vorliegenden Buches ist gerichtet gegen den Glauben an die Ohnmacht des Selbst, welcher durch die wissenschaftlichen Strömungen der letzten Jahrzehnte dem modernen Menschen auffuggeriert wurde und heute fast schon ein Bestandteil seiner natürlichen Weltanschauung geworden ist. Gegenüber diesem, auf das Leben lähmend wirkenden Glauben — „Die Vorstellung von der Ohnmacht des Selbstes ist mächtig genug, den Selbst wirklich zur Ohnmacht zu verdammen“ — will das Buch die „Macht in uns“, die Kräfte der menschlichen Seele aufzeigen und zu der Einsicht hinführen, daß der menschliche Selbst kein bloßes Nebenprodukt, sondern ein wirkender Faktor des Weltgeschehens ist.

Gegenüber den immer wiederholten Hinweisen auf die mannigfache Abhängigkeit und Gebundenheit des Selbstes an außer ihm liegende Bedingungen weist es hin auf die im Selbst liegenden schöpferischen Kräfte und Wirkungsmöglichkeiten. Darüber hinaus will es dann anregen zu einer bewußten Stärkung, Beherrschung und Auswertung dieser geistigen Kräfte.

Durch diese gemeinsame Tendenz werden die acht verschiedenartigen Aufsätze, in welche das Buch gegliedert ist, zu einer Einheit verbunden. Der erste dieser

Aufsätze führt aus, daß Gedanken und Vorstellungen Kräfte sind, deren Wirkfamkeit weit über den Bereich willkürlicher Handlungen hinausgeht. Nimmt der Verfasser hier wie in dem Aufsatz über „Konzentration“ ein Thema wieder auf, welches er selbst in seinem Buche über Suggestion und Autosuggestion ausführlicher behandelt hat, so betont er unter Verwertung psychoanalytischer Erkenntnisse in einem anderen die Notwendigkeit einer ungehemmten inneren Entfaltung des Menschen und die Gefahren aller „Verdrängungen“, ohne daß er deshalb etwa einem hemmungsgelosen „Sichausleben“ das Wort redete. Von den sonstigen Themen des Buches seien hier nur noch die Aufsätze über Innenleben und Individualismus, über Mut und Anstrengung und über persönlichen Einfluß kurz genannt.

Die Einstellung des Buches kann man um so mehr empfehlen, als einerseits eine sehr rege Nachfrage nach derartigen „Lebentechnischen“ Büchern besteht, anderseits aber nur wenig Bücher vorhanden sind, durch die wir mit gutem Bewußtsein dieser Nachfrage entsprechen können.

Eingestellt.

Wille.

Georg Wanka, Psychoanalyse. Geschichte, Wesen, Aufgaben und Wirkung. Für Ärzte, Geistliche und Juristen sowie für Eltern, Lehrer und Erzieher. Halle 1924, E. Marhold. 304 Seiten. Preis 6.50 M.

Die Anschaffung dieses jedenfalls in wohlmeinender Absicht geschriebenen, aber nach Form und Inhalt unzulänglichen Buches kommt nicht in Frage. Der Text besteht mehr aus Zitaten als aus eigenen Ausführungen des Verfassers. Diese selbst sind reichlich unklar und vielfach in einem unangenehm erbaulichen Tone gehalten.

Nicht eingestellt.

Wille.

J. Finckh, Schlaf und Traum in gesunden und kranken Tagen. München 1924, O. Smelin. 38 Seiten, Preis 1.— M. (Der Arzt als Erzieher. Heft 48).

Nach Anschaffung der beiden auch einem größeren Leserkreis zugänglichen Traumbücher von Normann und Silberer haben wir keinen Grund zur Anschaffung der vorliegenden Broschüre. Sie kommt aber für Büchereien in Frage, welche die genannten Bücher nicht anschaffen können, oder welche bei ihren Lesern kein stärkeres Interesse für das Traumleben erwecken, im Hinblick auf vorhandene Nachfrage aber doch etwas über diesen Gegenstand in ihrem Bestand haben wollen.

Nicht eingestellt.

Wille.

*

Maerice Maeterlinck, Das große Rätsel. Jena 1924, E. Diederichs. 212 Seiten. Preis 4.50 M.

Den Inhalt dieses Buches bilden Skizzen und Betrachtungen zur Geschichte der okkultistischen Tradition vom alten Indien und Ägypten an bis zu Rudolf Steiner und bis zu den Forschungen des modernen wissenschaftlichen Okkultismus hin. Maeterlinck ist, wie er gesteht, kein „Eingeweihter“; er hat keinen Meister gehabt, welcher ihn in die letzten Mysterien der Geheimwissenschaften eingeweiht hat. Er hat auch keinen Zugang zu geheimgehaltener okkultistischer Literatur gehabt und keinen neuen Schlüssel zu den heiligen Büchern der großen Religionen entdeckt. Er hat nur mancherlei aus der allgemein zugänglichen Literatur über diese Dinge gelesen. Die Ergebnisse dieser seiner Studien, die Überzeugungen, welche ihm hieraus erwachsen sind, will er in diesem Buche mitteilen.

Zugrunde liegt dem ganzen Buche der Gedanke, daß in vorgeschichtlichen Zeiten im alten Indien eine metaphysisch-religiöse Urerkenntnis bestanden habe, welche im Verborgenen stehend alle Religionen, metaphysischen Systeme und okkulten Lehren gespeist habe, ja sogar bis zu den Azteken nach Amerika gedrungen sei. Dem Inhalt dieser Urerkenntnis bilde ein vollständiger Agnostizismus in bezug auf das Wesen des Weltgrundes, und zwar in dem Sinne, daß das

Wesen des Absoluten jenseits aller Begriffe des menschlichen Denkens liege. Diesen radikalen Agnostizismus habe die Menschheit aber nicht ausgehalten, und so sei es zur Entwicklung der verschiedenen „populären“ Religionen gekommen, während jene Urreligion nur in Form von Geheimlehren weitergegeben wurde. Dank der Forschungen der Indologen und Ägyptologen sei es uns heute weit leichter als früher, die Quellen wieder zu finden, „den Lauf jenes großen, geheimnisvollen Flusses zurückzuberfolgen und in seinem unterirdischen Reich zu entwirren, der seit dem Ursprung der Geschichte unter allen Religionen, unter allen Glaubensformen, unter allen Philosophien, mit einem Worte unter allen verborgenen oder offenen Rundgebungen des menschlichen Denkens fließt“.

Bis zur letzten Quelle aller Quellen fehlen uns zwar „vom historischen Standpunkt“ aus auf „bellestisch siebentaufend Jahre“ hinaus alle Dokumente völlig. Am nächsten sind wir ihr aber in den der Forschung zugänglichen Lehren der alten Indier. Je weiter man bei diesen historisch zurückgeht, um so vollkommener, um so reiner werden sie, um so mehr nähern sie sich den „höchsten Spekulationen des heutigen Agnostizismus“. Die okkultistischen und theosophischen Geheimlehren sind für uns nach dieser Erforschung ihrer letzten Quellen eigentlich überflüssig.

Jedem Einsichtigen wird klar sein, daß es sich bei den Darlegungen Maeterlinds über den Ursprung und die Zusammenhänge der Weltreligionen, welche, abgesehen von den nebenherlaufenden Geheimsetzungen bloß als Versfallserscheinungen gewertet werden, nur um blutig blutantike Geschichtsspekulationen handelt, welche zugleich von einer völligen Verständnislosigkeit für das Wesen der Religionen zeugen. Wenn Maeterlind sich mit diesem ganzen Gebiet als „Neugeltinger“ (S. 1) befaßt, so mag er es tun, aber wenigstens mit seinen spielerischen Theorien der Öffentlichkeit fernbleiben. Auch der letzte Teil des Buches, der sich mit dem modernen Okkultismus befaßt, bringt im wesentlichen nur wertloses Gerede, das oft einen bedenklichen Mangel an wissenschaftlichem Geist wie philosophischer Bildung verrät.

Nicht eingestellt.

Wille.

★

Karl Otto Erdmann, Die Kunst recht zu behalten. Methoden und Kunstgriffe des Streitens und andere Aufsätze. Leipzig 1924, D. Haessel. 323 Seiten. Preis 3.50 M.

Ein überaus interessantes und auf jeder Seite fesselndes Buch. Erdmann versteht es, die alltäglichsten Dinge zum Problem und zum Gegenstand geistreicher Plaudereien zu machen und umgekehrt alles, was er sagt, wieder durch eine Fülle von konkreten Beispielen aus dem Leben zu veranschaulichen. Mag er nun all den dialektischen Schlägen, Finten und Fäulsen und all den Schlagworten nachgehen, denen wir allenthalben in Alltagsgesprächen und Zeitungspolemiken, in Parlamentsdebatten und Gerichtsverhandlungen, ja selbst in gelehrten Diskussionen begegnen, oder mag er über die Unmöglichkeit einer absoluten Gerechtigkeit, über das Doppelgesicht der Toleranz, über die moderne Wahrheitsentwertung oder darüber schreiben, wie man Probleme löst, indem man sie nicht löst — stets sind seine Aufsätze reich an klugen Gedanken und feinen Beobachtungen. Bei alledem hat das Buch einen starken ethischen Gehalt, indem es zu Echtheit und intellektueller Redlichkeit, zu Wahrsamkeit und Bescheidenheit des Denkens erzieht.

Eingestellt.

Wille.

Bildende Kunst

Oskar Reher, Romanik. Vom Sinn und Wesen früher mittelalterlicher Kunst. Mit 81 Abbildungen auf Tafeln. Berlin 1923, Furcheverlag. III Seiten. Preis geb. 10.— M.

Das Buch ist aus der verneinenden Haltung zum „Geist des Abendlandes“ heraus geschrieben, in die viele unserer Zeitgenossen, besonders der jüngeren, durch die scheinbar ausweglose Verwirrung der politischen und kulturellen Verhältnisse Europas getrieben werden. Der „europäische Mensch“ scheint sich seit je „in ewigem Latendrange zu bewegen“, sich „in einem rastlosen Kreislauf einander

abließender geistiger Gestaltungsformen umzutreiben“, und Betönderung und Sehnsucht wenden sich zu der erhabenen Ruhe und Formstärkerheit des „Geistes des Orients“, zu den „auf dem Absoluten gebauten Geistes, Lebens- und Kunstordnungen“ des „orientalischen Menschen“. Jenen „Geist des Orients“ aber, der uns Erlösung zu bringen vermöchte, findet Ostlar Beher auch in der Vergangenheit Europas einmal betörtlicht, nämlich in der „Kunstwelt“ der romanischen, vor allem der frühromanischen Epoche. Von ihrem Sinn und Wesen möchte er Zeugnis ablegen, für sie als ein Beispiel und Vorbild des neuen Aufbaus, den zu beginnen unserm Geschlecht vom Schicksal anvertraut wurde, den Leser begreifen.

Wir haben es demnach mehr mit einer Werbeschrift für eine gewisse religiös-künstlerische Welt- und Lebensauffassung zu tun, als mit einem Werk der Forschung. Den getrohenen Bahnen der Kunstgeschichte, Stilkritik oder Ästhetik zu folgen, lehnt der Verfasser ab, jede relativierende Betrachtungsweise ist ihm fremd. Sicherlich würde eine sorgfältigere Beachtung der freilich mühsam zu erwerbenden Resultate wissenschaftlicher Forschung ihm eine objektivere Deutung der romanischen Kunst ermöglicht haben, und ein umfassenderer geschichtlicher Blick würde ihn die romanische Epoche in innigerer Kontinuität mit dem Gange des abendländischen Geisteslebens haben sehen lassen. Unmöglich aber ist es, ihm Intuition und eine Beziehung echten Erlebens zu seinem Gegenstand abzusprechen. Er hat eine Vision des frühmittelalterlichen Menschen und seines Kunstwollens, die, wie es selbst und subjektiv sie immer sein mag, doch wohl aus einer gewissen inneren Wahlverwandtschaft entsprungen ist. Und obwohl seine Sprache das, was er sagen möchte, mehr nur betastet, als in klaren und eindeutigen Gedantengängen und Begriffen formuliert, demag er empfängliche Leser, die wie vor allem unter den Jüngeren erwarten dürfen, mitzutreiben. Er zwingt sie in seine seelische Einstellung, die im Bildungsgange des Einzelnen gewiß nur Durchgangsstadium wird sein können und dürfen, die aber nicht ohne Frucht bleiben wird für ein tieferes Erfassen der geistigen Werte in der Kunst, ja für eine geistigere Lebenshaltung überhaupt.

Wollte man aber auch den Text des Buches als gar zu unruhig und unausgegoren stetitlicher beurteilen, so bleibt die große Folge ungewöhnlich schöner Abbildungen, die selbständig neben dem Text herläuft. Diese Außen- und Innenansichten romanischer Architektur, diese Wiedergaben von Werken der Plastik, Gebrauchs Kunst, Malerei und Schrift vermögen wirklich Sinn und Herz aufzuschließen für die Welt frühmittelalterlicher Kunst und dabei Stunden reinen Genußes zu gewähren. So möchte man schon ihrerwegen das Buch in unserer Bibliothek nicht missen.

Eingestellt.

Sultmann.

*

Wilhelm Pinder, Die deutsche Plastik des 15. Jahrhunderts.
München. Kurt Wolff Verlag. 35 Seiten Text. 105 große Tafeln.
Preis 35.— M.

Das Interesse an der deutschen bildenden Kunst des Mittelalters ist im Wachsen begriffen. Dessen ein Beweis ist nicht nur die steigende Zahl der Veröffentlichungen über deutsche Baukunst, deutsche Plastik, deutsche Malerei jenes Zeitalters, sondern auch die wachsende Nachfrage nach entsprechenden Werken in unseren öffentlichen Büchereien. Es ist wie ein bewegtes Suchen nach den Quellen der Kraft, nach Zeugnissen geistigen Vermögens in unserem eigenen Volkstum. Um so größer die Verpflichtung der öffentlichen Bücherei, diesem Suchen mit Werken zu dienen, die wirklich an das Walten künstlerisch-geistiger Kräfte des deutschen Volkes herantühren und die das in einträusvoller Weise, die Formentkraft und Formenfülle unserer Vorfahren bezeugend, tun.

Selben Anforderungen wird das oben angezeigte Werk von Pinder in hohem Maße gerecht. Die deutsche Plastik des 15. Jahrhunderts ist nicht die monumentalfte Äußerung deutschen Kunstwollens und deutscher Kunstkraft, aber die vielfach unbedrohenste, am reichsten von eigenem Leben bewegte. Ein eigentümliches, gänzlich unsentimentalisches Gefühl des Selbstseins, des Überwältigtseins prangenben, sobald er sich in die herrlichen, bald in Formfülle prangenben,

bald in Leidenschaft bewegten Werke der Welt Stof, Kilmann Riemerschneider, Simon Lainberger, Erasmus Strasser und der zahlreichen unbekannten Meister versenkt. Nicht in einem illustrativ-romantischen Järückerlennen an bestimmte Lebensumstände und Lebensformen liegt Eigenart und Wert dieses Erlebnisfies, sondern in dem Vellhaben an der Kraft urfprünglicher, dem deutichen Lebensrythmus entsprechender Gestaltung.

In diesem Sinne uns die Plastik des 15. Jahrhunderts zu erschließen, leistet Pinders monumentales Werk Bedeutendes. Der kurze Text geht auf die wesentlichen Lebens- und Erscheinungszüge dieser Kunst ein, und bringt ihre Funktion als machtvolle Volkssprache — die später durch Dichtung und Musik abgelöst wurde — unserem Verständnis nahe. Auf Schritt und Tritt spürt man in Pinders Darlegungen den wissenschaftlich wohl fundierten Forscher, empfindet aber mit Dankbarkeit, daß er vor dem großen lebensbedeutenden Gegenstand der Versuchung widerstanden hat, kunsthistorisches Fachwissen auszubreiten.

Der Absicht des Werkes entsprechend sind das Wichtigste die prachtvollen großen, mit sicherem Urteil und feinem Gefühl ausgewählten zahlreichen Abbildungen. So steptisch wie der Photographier- und Reproduktionsstud unserer Zeitalters gegenüberstehen, so rückhaltlos erkennen wir innerhalb der heute gegebenen kulturellen und zivilisatorischen Situation die hohe Bedeutung eines so aufgebauten und durchgeführten Abbildungswerkes an.

Alles in allem genommen, möchten wir Pinders Werk als das Muster einer Kunstepublikation bezeichnen, die dem großen Gegenstand seine Würde läßt, die aber zugleich Volk- und Lebensnähe im besten Sinne des Wortes hat. Damit soll freilich nicht gesagt werden, daß die „Deutsche Plastik“ Pinders von jedem Leser der volkstümlichen Bücherel aufgenommen werden kann. Dazu ist das spezifische Gefühl für die Form in unserem deutschen Gegenwartspublikum viel zu wenig entwickelt. Aber all denen, die überhaupt auf das Werk reagieren, wird es sehr viel geben, und so verdient das Buch — dessen Preis an den Mitteln der Bücherelen gemessen hoch, an den objektiven Leistungen gemessen sehr niedrig ist — in unseren Bücherelen sorgfältigste Pflege.

Eingestellt.

Walter Hofmann.

Willi Wolfradt, Caspar David Friedrich und die Landschaft der Romantik. Mit 93 Abbildungen. Berlin 1924, Mauritius-Verlag. 218 Seiten. Preis geb. 20. — M.

Caspar David Friedrich, dessen einsames Leben und Arbeiten in die Jahre 1774 bis 1840 fällt, ist neben und doch wohl nach Philipp Otto Runge das malerische Genie der deutschen Romantik. Seinem grüßlichen, nach innen gewandten Wesen entspricht seine Forderung: „Der Maler soll nicht bloß malen, was er vor sich sieht, sondern auch, was er in sich sieht.“ Diese Forderung erfüllt er in seinen Landschaftsbildern. Sie gestalten das Schauen eines Heiligtigen, der in allem Sein das Vergehen, in allem Vergänglichem aber das Gleichnis des Ewigen erblickt. In der Melancholie seiner tarigen Landschaften vernehmen wir das „Seufzen und Darren der Kreatur“, von dem der Apostel redet; die alltäglichen Dinge selbst läßt er von einem unbekannten Geheimnis zeugen, und die menschlichen Gestalten in seinen Kompositionen sind mit den Schwärmen dieses Geheimnisses belastet. Über der leeren Welte nebelumwallter Berggruppen aber richtet er das Symbol des Leidens und der Erlösung auf, das Kreuz. Die unendliche innere Bewegtheit seiner Gemälde ergreift um so tiefer die Seele, als sie verhallen wird in der Ruhe des Aufbaues, dem Ebenmaß der Fäden, dem klaren Umriß der Formen.

Den Generationen des Naturalismus und Impressionismus mußte eine Kunst fremd bleiben, die nur als Ausdruck einer metaphysisch-religiösen Weltanschauung verständlich ist. Trotz ihres nationalen Charakters aber blieb sie auch denen verschlossen, die zwar im Gegensatz zum herrschenden Zeitgeist Werte des „deutschen Gemütes“ in der Kunst suchten, dabei aber die Sphäre des Heiligtigen und Liebenswürdigsten nicht zu verlassen wagten. So dürfen wir es unter die Anzeichen einer Erstarkung und Vertiefung des deutschen Geistes rechnen, daß 1906 aus Anlaß der Berliner Jahrhundertausstellung unser Maler aufs neue entdeckt wurde. Die deutsche Volksbücherel aber wird dem Buch großes Interesse entgegenbringen, das zum erstenmal das Schaffen des Meisters umfassend vor uns stellt.

Uneingeschränktes Lob darf man der würdigen Ausstattung des Buches zollen, vor allem seiner großen Zahl sorgfältig ausgeführter Wiedergaben. Der Zeit Wolfabts gehört zu jener Art moderner Kunstschriftsteller, die unter Hintansetzung der die Kunstgeschichte beherrschenden Probleme eine philosophisch-psychologische „Wesensschau“ anstrebt. Diese Tendenz kommt dem Laien entgegen, dessen Interesse nicht an den Zusammenhängen haftet, denen der Künstler seine Bildung verdankt, noch an der Datierung, Entstehung und Wirkung seiner Schöpfungen oder an den Einzelheiten stilistischer Untersuchung. Eine andere Frage aber ist, ob nicht sorgfältigere Vorarbeit in der bezeichneten Richtung, deren Gang und einzelne Resultate wie dann gern der eigentlichen Fachliteratur überlassen wöllen, solcher Wesensschau selbst größere Zuverlässigkeit und reicheren Inhalt geben würde. Ganz abgesehen davon, daß wenigstens eine etwas eingehendere Lebensbeschreibung des Meisters auch dem Laien nur willkommen wäre. Doch muß anerkannt werden, daß der Verfasser jedenfalls die grundlegenden Züge für das geistige Bild Friedrichs und den Ideengehalt seines Werkes, unterstützt durch seine Kenntnis der romantischen Dichtung und Philosophie, erfasst hat. Auch gelingt es ihm oft, das Allgemeinerne am Beispiel des einzelnen Werkes glücklich zu demonstrieren.

Bei einem Vergleich des im ganzen ähnlich gerichteten Werkes Bepers über Romantik (siehe die vorangehende Besprechung) erkennt man, wieviel größer das Wagnis einer Wesens- und Sinnbedeutung gegenüber einer ganzen, längst vergangenen Epoche ist als gegenüber einer einzelnen Künstlerpersönlichkeit, von der uns immerhin nur ein Jahrhundert trennt. Aber man muß auch feststellen, daß die Art Bepers felscher, naiver und man darf sagen lebenschter ist als diejenige Wolfabts, dem zwar manche wirklich geistreiche Formulierung gelingt, der aber, von der Kunst der Worte verführt, sich oft genug in recht substanzarmer Rhetorik ergeht, die mit unferreulich prästentiblen Stilblüten geschmückt ist. Angesichts der hohen Bedeutung des Gegenstandes aber haben wir nicht die Möglichkeit zu warten, bis Friedrichs Person und Kunst einmal einen vollkommeneren Darsteller und Interpreten finden werden.

Eingefellt.

Sultmann.

Julius Vogel, Max Klinger und seine Vaterstadt Leipzig. Ein Kapitel aus dem Kunstleben einer deutschen Stadt. Mit 21 Abbildungen nach photographischen Aufnahmen. Leipzig 1923, A. Deichertsche Verlagsbuchhandlung. IV, 114 Seiten. Preis geb. 4.— M.

Julius Vogel hat als Direktor des Leipziger Museums der bildenden Künste über drei Jahrzehnte zu Max Klinger in amtlichen Beziehungen gestanden, die sich mit der Zeit zu einem näheren persönlichen Verhältnis gestalteten. Als Vorkämpfer für Klingers Schaffen im deutschen Kunstleben und als Gast im Hause des Künstlers hat er ein Erinnerungsbuch geschrieben in der Absicht, das Verständnis der Klingerischen Werke zu fördern und alle wesentlichen Beziehungen, die nach Leipzig wiesen, festzuhalten.

Die Beschreibung und Erklärung der in Leipzig entstandenen Schöpfungen der Graphik und Plastik nimmt den Hauptteil des Buches ein. Leider bieten die Ausführungen nichts, das nicht schon in andern Büchern und Gelegenheitschriften, unter anderem auch aus der Feder Vogels selbst, gesagt wäre; die beigegebenen Reproduktionen sind geradezu miflungen. Die besondern Umstände, unter denen Klingers Werke ausgestellt wurden und zum Verkauf gelangten, bieten Gelegenheit zu Einblenden in das offizielle deutsche Kunstleben, wie es sich zu Klingers Lebzeiten in der Museums- und Kunstvereinspolitik äußerte. Die entsprechenden Teile der Darstellung empfehlen das Buch jeder Kunstvereinsbücherei.

Daß die Schilderung der Beziehungen Klingers zu seiner Vaterstadt recht mager ausgefallen ist, mag mehr am Gegenstand als am Autor liegen. Obwohl hat Klinger für Leipzig aufrichtige Sympathien gehabt, ist der Stadt durch mannigfache familiäre und gesellschaftliche Verhältnisse verbunden gewesen, anderseits ist man Klinger in der Stadtvertretung nach Kräften entgegengekommen und hat ihm Aufträge zukommen lassen. Trotzdem gewinnt man aus Vogels Ausführungen nicht den Eindruck einer innigen Verbindung zwischen dem Künstler und seiner Vaterstadt.

Was der Autor über den Menschen Klinger zu sagen hat, nimmt den geringsten Raum des Buches ein. Was er aus persönlichen Erinnerungen über Erstgehnung und Lebensgewohnheiten, über Hausstand und Atelier Klingers mitteilt, gibt eine Auswahl einzelner Notizen ohne charakteristische Prägung.

Nicht eingestellt.

Öffler.

Carl Emil Uphoff, Christian Rohlf. Mit 52 Abbildungen und einem farbigen Titelbild. Leipzig 1923, Klinkhardt und Biermann. 16 Seiten Text. Preis geb. 2.— M. (Junge Kunst.)

Unsere Bücherelen werden in verschiedenem Maße die Verpflichtung empfinden, zeitgenössischen Kunstbestrebungen eine Stätte in ihrem Bestand einzuräumen. Wo man über die größten Namen — etwa Corinth, Kotschka und Pedel — hinausgehen will, wird man auch des Holsteiners Christian Rohlf gedenken. Das Werk des nunmehr fünfundsiebzigjährigen verkörpert in einer in mancher Hinsicht exemplarischen Weise die deutsche Kunstentwicklung der letzten fünf Jahrzehnte. In der Tendenz, die Naturdinge als Bildungen des Lichtes zu gestalten und sie damit in eine dem Geiste verwandte Sphäre zu rücken, erreicht er einen Gipfel, und seine Farbigkeit verbindet in seinen schönsten Schöpfungen Werte seelischen Ausdrucks mit denen eines dekorativen Geschmacks. Ein kraftvolles und ernstes, dabei ausgeglichenes Menschentum gewinnt seinen Bildern wohl oft auch die Sympathie desjenigen Beschauers, der ihnen im engeren Sinne künstlerischen Problemen fremder gegenübersteht.

Das vorliegende Heft gibt aus dem umfangreichen Werk des Meisters naturgemäß nur einen begrenzten, aber sinnvoll gewählten Abschnitt. Daß dabei auch der Graphiker Rohlf, und zwar auch in seinem größten Humor zu seinem Recht kommt, mag besonders erwähnt werden. Die Ausstattung ist wie bei allen neueren Bändchen der Sammlung lobenswert. Pält man der Einleitung einigen Überschwang zugute, so darf sie als eine brauchbare und sachgemäße Orientierung über das Leben und Bestreben von Rohlf gelten.

Eingestellt.

Sultmann.

Erich Wiese, Paul Gauguin. Zwei Jahrzehnte nach seinem Tode. Mit 52 Abbildungen und einer farbigen Tafel. Leipzig 1923, Klinkhardt und Biermann. 16 Seiten Text. Preis geb. 2.— M. (Junge Kunst.)

Zu bedeutsam hat der große Franzose auch das deutsche Kunst- und Geistesleben beeinflusst, als daß die vollstündliche Bücherel an ihm vorbeigehen könnte. Sie wird ihren Lesern in erster Linie die bei Pfler erschienene Gauguin-Mappe, ferner des Malers Erlebnis- und Bekenntnisbuch „Noa-Noa“ vorlegen. Neben ihnen hat das vorliegende Büchlein seinen besonderen Wert dadurch, daß es eine Reihe sonst jugendlicher Werte des Meisters aus Mostauer Sammlungen zeigt. In den an Mitteln beschränkten Bücherelen kann es auch an Stelle jener Mappe empfohlen werden. Der Text gibt außer den Lebensdaten eine Reihe Aphorismen über und von Gauguin, von denen die ersteren wohl auch zu wissen wären.

Eingestellt.

*

Sultmann.

Die Form ohne Ornament. Werkbundaustellung 1924. 172 Abbildungen mit einer Einleitung von Dr. Wolfgang Pfeleiderer und einem Vorwort von Dr. Walter Riezler. Stuttgart 1924, Deutsche Verlagsanstalt. (Bücher der Form. 1. Band.) Preis 9.— M.

Jahrtausendlang hat der dem Menschen eingeborene Spiel- und Fabuliertrieb die Form geschmückt, mit Ornamenten überzogen. Heute ist eine mächtige Bewegung im Gange, auf diesen Schmuck radikal zu verzichten, „die Form ohne Ornament“ als höchsten Ausdruck künstlerischer Weisheit zu preisen und zu fordern. Diese Bewegung wird aus zwei Quellen gespeist. Die eine liegt in der Umwandlung des gewerblichen Arbeitsprozesses, in der Verdrängung des Handwerkes durch die Maschine. Die Formentwelt unserer Zeit wird bestimmt durch den Ingenieur und

durch den ingenieurmäßig denkenden Architekten. Klarheit, Strenge, Sachlichkeit, aber auch Rechenhaftigkeit und Zweckhaftigkeit sind die geistig-seelischen Kräfte, aus denen die neue Formenwelt herantwächst. Und überall dort, wo der neue Menschentyp in reiner Ausprägung am Werke ist, kann kein Raum mehr für jenes triebhafte Spiel sein, das aus innerem Kräfteüberschuß hervorbricht, und die einfache Sachform mit einer — am Zweckgedanken gemessen — sinnlosen, aber lebenswürdigen Zierform umkleidet. Zum anderen hat aber auch der Mißbrauch des Ornaments eine begreifliche Reaktion hervorgerufen: das gedankenlose Weiterarbeiten mit überkommenen historischen Schmuckformen, die Unkraft der Versuche, zu einem neuen Ornament (Jugendstil) zu kommen, die Verblüdung des Ornaments — historischer oder moderner Dekunst — mit spezifisch moderner Zweckform. Ein gewisser Ekel vor diesem erlogenen Satze, das nichts mehr mit dem Spieltrieb aus überschüssiger Kraft zu tun hatte, entstand, und so wurden der Bewegung „Los vom Ornament“ auch Anhänger zugeführt, die in dem radikalen Purismus moderner schmuckloser Sachform der Weisheit letztes Wort nicht erblickten.

Eckler ist, daß der Kampf gegen das Ornament mit dem gesamten Umlübnungsprozeß der Lebensformen der abendländischen Völker aufs engste zusammenhängt, und daher die Aufmerksamkeit aller beanspruchen darf, die das Leben ihrer Zeit begreifen, die sich mit ihm auseinandersetzen, die es — in dieser oder in jener Richtung — mitgestalten wollen. Und so darf auch die Volksbildung nicht an dieser Bewegung vorbeigehen, und es ist erfreulich und für den neuen Stand, in den die deutsche Volksbildungsarbeit getreten ist, bezeichnend, daß das vorliegende Werk, in dem über die „Form ohne Ornament“ Bericht erstattet wird, von einem Mann — Professor Wolfgang Pfeleiderer — herrührt, der aktiv in der freien Volksbildungsarbeit, als Leiter der Volkshochschule Stuttgart, steht. Der Hauptwert dieses Buches liegt in den instruktiven Abbildungen. Aber auch Pfeleiderers legt wertvolle Einsichten, wenn in ihm auch der Zweiteilung der ornamentalen Form in eine technische Form — im Sinne des oben gesagten — und in eine primitive, triebhaft-vegetative, aus einem anderen Lebensgefühl hervortretende Form) unseres Erachtens zu große Bedeutung zugemessen wird. Das große Problem liegt doch bei dem, was Pfeleiderer die technische Form nennt, also bei der reinen, der neuen Produktion und Lebensform entsprechenden Zweckform. Dem entspricht auch, daß unter den Abbildungen die vegetative Form fast ganz hinter der technisch-konstruktiven Zweckform zurücktritt.

Wenn wir nach alledem die Einstellung des Buches, als eines wichtigen Zeitdokumentes, in unsere volkstümlichen Büchereien, soweit sie an der Klärung des Zeitwollens mitarbeiten wollen, empfehlen, so wollen wir uns damit keineswegs mit der in dem Buche eingenommenen grundsätzlichen Haltung identifizieren. Soweit die neue Lebensform und der neue Arbeitsprozeß siegreich sind, soweit ist auch die neue technische Form eine Notwendigkeit, eine Forderung künstlerischer Wahrschäftigkeit. Aber wir wagen zu behaupten, daß diese neue Form im tiefsten Grunde volks-, lebens- und kunstfeindlich ist, weil eben die Lebensform, aus der sie hervortwächst, volks-, lebens- und kunstfeindlich ist. So mündet die Auseinandersetzung mit der repräsentativen Kunstform der Zeit — wie es nicht anders sein kann — in eine Auseinandersetzung mit den mächtigsten Lebensentzungen der Zeit, und dazu würde dann hier alles zu wiederholen sein, was in diesen Blättern und in der Literatur zur neuen Volksbildungsarbeit zu der Frage der Technisierung und Mechanisierung des Lebens der abendländischen Kulturvölker gesagt worden ist.

Eingestellt.

Walter Hofmann.

Literatur und Theater

Handbuch der Literaturwissenschaft. Herausgegeben von Oskar Walzel. Berlin-Neubabelsberg, Akademische Verlagsgesellschaft Athenaion m. b. H. Bisher 42 Lieferungen. Preis je 2.20 M.

Der Titel deutet an, daß das Walzelsche Handbuch im Gegensatz steht zu der landesüblichen Literaturgeschichtsschreibung, die im Grunde nicht viel mehr tut, als eine Dichterbiographie an die andere zu reihen und sie mehr oder weniger glücklich zu verbinden; es sammelt Arbeiten von Forschern, denen Literaturgeschichte etwa

Problems und Formengeschichte bedeutet. Wie viele Darstellungen es bringen wird in seinen etwa 160 Lieferungen ist noch nicht genau zu übersehen. Abgeschlossen liegen bisher vor zwei: Andreas Heußler, Die altgermanische Dichtung, und S. Jehr, Die englische Literatur des 19. und 20. Jahrhunderts. Begonnen sind: Kriempeter, Hahfeld und Neubert, Die romanischen Literaturen von der Renaissance bis zur französischen Revolution; S. Jehr, Romanische Literaturen des 19. und 20. Jahrhunderts; E. Sethe, Griechische Literatur, und endlich eine sehr breit ausgeflossene programmatische Einführung von Walzel selbst über Gehalt und Gestalt im Kunstwert des Dichters. Von den abgeschlossenen Darstellungen ist Andreas Heußlers Arbeit über die altgermanische Dichtung die anregendste, aber zugleich auch kühnste und problematischste. Sie versucht zu dem „von Kirche und antiker Bildung nicht greifbar bestimmten Germanentum“ vorzubringen, „dessen dichterische Spuren bis tief ins Mittelalter hinabreichen“. Ein Unterfangen, das deshalb besonders schwierig ist, weil die schriftliche Überlieferung altgermanischer Dichtung erst einsetzt, als das Germanentum von Kirche und fremder Kultur bereits erfasst war, und weil die Schrift nicht zum wenigsten benutzt wurde, um die alte Kultur zu bekämpfen. Wie weit Heußlers Ergebnisse gesichert sind, muß die wissenschaftliche Kritik nachprüfen. Hier mag der Hinweis genügen, daß Heußler auf der einen Seite alte liebgewordene Vorstellungen zerstört, auf der andern mit Hilfe altnordischer besonders altisländischer Überlieferung ein weit bestimmteres Bild von Gehalt und Gestalt altgermanischer dichterischer Schaffens zu konstruieren versteht, als es bisher geschehen ist, und zwar in einer Darstellung, die zugleich wissenschaftlich und einfach ist.

Die Jehr'sche Geschichte der englischen Literatur des 19. und 20. Jahrhunderts ist im wesentlichen Problemgeschichte, kommt aber zugleich den Bedürfnissen jener entgegen, die an der Form der landläufigen Literaturgeschichte hängen, indem sie außer reichlichen Literaturangaben in die Darstellung ausführliche Dichterbiographien einfließt im Gegensatz zu den begonnenen Geschichten der romanischen Literaturen, die darauf verzichten. Infolgedessen kann die Jehr'sche Geschichte auch von denen, die sich über einzelne Dichter unterrichten wollen, gut als Nachschlagewerk benutzt werden. Die Sprache Jehrs nähert sich — im Gegensatz zu Heußler — der heute im literarischen Essay üblichen, ist gewandt, aber öfter auch gekünstelt und unnötig mit Fremdwörtern gespickt.

Offenbar werden die einzelnen Teile des Handbuchs in der öffentlichen Bücherei nicht gleichmäßig zu verwerten sein. Ein Band wie die Jehr'sche Geschichte der englischen Literatur kann im Lesesaal aufgestellt werden, da er als Nachschlagewerk zu benutzen ist. Heußlers altgermanische Dichtung ist als Ganzes zu studieren, gehört also in die Hauptsache in die Ausleihe; dasselbe gilt wohl von den andern bis jetzt begonnenen Abteilungen, über die gelegentlich zu berichten sein wird.

Das Handbuch erscheint auf Subskription, und diese ist bereits geschlossen. Es ist aber doch noch möglich, einzelne Exemplare mit Hilfe des Verlages durch den Buchhandel zu beziehen.

Eingetellf.

*

Morgenstern.

D. H. Houben, J. P. Edermann. Sein Leben für Goethe. Nach seinen neu aufgefundenen Tagebüchern und Briefen dargestellt. Leipzig 1925, D. Haessel. XXI, 635 Seiten. Preis 8.— M.

Es hat lange gedauert, bis das „meistgelesne Buch“ der Goethe-Literatur, das Nichts das beste deutsche Buch überhaupt genannt hat, von der Wissenschaft gründlich untersucht worden ist. Erst im vorigen Jahr ist eine umfassende und gründlegende (rein wissenschaftliche, für die volkstümliche Bücherei nicht geeignete) Arbeit von J. Petersen über Entstehung und Glaubwürdigkeit von Edermanns Gesprächen erschienen. Ihr hat dann wenige Monate später Houben sein umfangreiches Werk folgen lassen, und ein weiteres ist von ihm noch zu erwarten. Es wird voraussichtlich in der nächsten Zeit nicht an Edermann-Literatur fehlen.

Die Untersuchungen gehen nach drei Richtungen. Einmal ist man, seitdem Goethes Briefe und Tagebücher vollständig veröffentlicht worden sind, darauf aufmerksam geworden, daß manche Angaben in Edermanns Gesprächen nicht stimmen, und, von Einzelheiten ausgehend, hat man dann Edermanns Glaubwürdigkeit, die für frühere Generationen einfach feststand, kritisch untersucht. Das

Ergebnis dieser Untersuchungen kann dahin zusammengefaßt werden, daß Edermann das Material, das er sich aus Unterhaltungen mit seinem Meister aufgezeichnet, mit größerer oder geringerer Freiheit verarbeitet hat, im Banne einer in treuem Dienen erworbenen Auffassung von Goethes Wesen, die allerdings einseitig und idealisierend genannt werden muß; trotzdem besteht das Bild, das er vom Goethe der letzten neun Lebensjahre entworfen hat, im wesentlichen zu Recht. Sinkt somit das Ansehen des im einzelnen willkürlich verfahrenen Chronisten Edermann, so steigt auf der andern Seite die Achtung vor dem Künstler Edermann, der bei Verarbeitung des Rohstoffs einer Wahrheit im tieferen Sinne nachstrebte, als es der gewissenhafte Berichterstatler tut. Das dichterische Vermögen Edermanns, das zu freien Schöpfungen anfangs knapp, später überhaupt nicht mehr zureichte, äußerte sich in schönster Form im Nachschaffen von Goethes Seelengestalt.

Aus dieser Erkenntnis ergibt sich nun aber die zweite Aufgabe der Forschung, die nämlich, nachzuweisen, wie der Wilsener Autobiograph sich allmählich vom Hütelungen, Schreibern, Soldaten, Studenten, Literaten zu Goethes Edermann entwickelt hat, wie er allmählich so in die Gewalt des Dichters geriet, daß er schließlich sogar sein Eigenleben aufgab und auch nach Goethes Tode sich nicht von dem Banne befreien konnte, dem er verfallen war. Das ist die Aufgabe, an deren Lösung sich Houben zuerst in ausführlicher, auf Quellenstudien beruhender Darstellung herangemacht hat. Und das ist eine Aufgabe, die auch weit über die Kreise der Goetheforscher hinaus fesseln kann und muß. Eine solche Darstellung, wenn sie nachweisen kann, wie das anscheinungslose Talent nichtahnend der Gefahr entgegengeht, wie es sich immer tiefer verstrickt, bald schwächere, bald stärkere Begeisterungsversuche unternimmt, bis es nach einer letzten Anstrengung sich endgültig hingibt — und das kann sie sehr nachweisen nach Houbens Entdeckungen —, eine solche Darstellung muß stückweise so spannend wirken wie ein Roman und leitet uns zugleich Edermanns Buch mit andern Augen lesen als früher: wir wissen nun, wieviel es Edermann gekostet hat, daß er das gläubig heitere Werk hat schreiben können. Freilich wird auch gesagt werden dürfen, daß Houbens Buch noch nicht die endgültige Darstellung ist. Houben belastet — begreiflicherweise — seine Erzählung noch mit viel Tagebuch- und Briefmaterial, und er wird vielleicht später noch einmal im Hinblick auf Leser, die nicht das Belegmaterial durchwaten wollen, eine rundere, kürzere Darstellung bieten.

Endlich aber ergibt sich noch eine dritte Aufgabe: die, Goethes Verhalten Edermann gegenüber eingehend und verständnisvoll zu schildern. Auch diese Aufgabe, die mir noch nicht gelöst zu sein scheint, hat allgemeines Interesse; sie läuft schließlich auf die Frage hinaus, inwieweit ein Genie, und sei es das größte, ein schlagfertiges Talent benutzen, ausnutzen, abnutzen darf und welche Verpflichtungen es damit übernimmt. Vorherhand steht es so aus, als sollte Goethe bei der Beantwortung dieser Fragen nicht besonders gut abschneiden. Aber noch ist hier nicht das letzte Wort gesprochen, und das Verdienst von Houbens Werk geht in dieser Beziehung kaum weiter, als daß es durch das, was es vorträgt, auf die Beantwortung der Fragen hindeutet.

Eingestellt.

Morgenstern.

Geert Seelig, Klaus Groth. Sein Leben und Werden. Hamburg 1924, Alster-Verlag. XVI, 429 Seiten. Preis geb. 7.— M.

Klaus Groth gehört zu den Dichtern, die ihre Erstlingswerke auf einmal zu berühmten Männern machen. Sie haben in der Regel an diesem frühen Ruhm schmerz zu tragen. Das sie später schreiben, steht im Schatten des ersten Werts, erreicht vielleicht auch seinen Wert wirklich nicht. Bis an ihr Lebensende bleiben sie den Zeitgenossen die Dichter ihres Erstlings. So ist Klaus Groth von 1852 bis heute der Dichter des Duldorns. Er veröffentlicht hochdeutsche Gedichte, er schreibt plattdeutsche Erzählungen, er doziert und rezensiert — der Duldorn ist sein Schicksal.

Wie sehr er dies gewesen ist, erfahren wir aus Seeligs Lebensbild aufs eindringlichste. War der frühe Ruhm des Duldorns schon ein gefährliches Geschenk, so insbesondere noch die Teilnahme, die das Buch in Universitätskreisen fand. Die Freundschaft, die den verunglückten Volksschullehrer in Kiel und Bonn mit Universitätsprofessoren, namentlich mit Karl Müllenhoff, verband, bescherte ihm wohl die glücklichsten Jahre eines Lebens, verleitete ihn aber auch, in

Verkenntung seines eigensten Wesens, zu dem tüchtigen Plan, Kollege seiner Freunde, Universitätsprofessor, Nachfolger des großen Germanistenhäuptlings Müllenhoff werden zu wollen. Wer weiß, wie sehr den Vertretern der Germanistik damals daran liegen mußte, herandrängende Dilettanten fernzuhalten, versteht zur Genüge, daß die Folge dieser Vorwelt Bruch der Freundschaften sein mußte, und wie auch nur eine Ahnung von Müllenhoffs Standesbewußtsein hat, weiß, daß der Bruch mit ihm in schärfster Form erfolgen mußte. So gefiel sich denn zu dem Dichterschiedsal Broths, daß all sein späteres Schaffen im Schatten des Duldorns blieb, das andre, daß er als Privatdozent in unbefriedigenden gesellschaftlichen Verhältnissen verbleiben mußte.

Noch niemals ist dieses Schicksal Broths so klar und verständnisvoll dargelegt worden wie von Seelig, und die wissenschaftliche Kritik wird dies wohl als Hauptverdienst des Verfassers buchen, freilich wohl auch hervorheben, daß er bei der Bewertung die besondere Lage der germanistischen Wissenschaft nicht genügend in Rechnung gestellt habe. Für uns ist wesentlich, daß diese eingehenden Darlegungen zugleich gut lesbar sind und ein ausgezeichnetes Bild vom Wesen des deutschen Professors der fünfziger und sechziger Jahre des 19. Jahrhunderts geben. Seelig ist ein vortrefflicher Erzähler, und man wird ihm besonders gern zuhören, wenn er von Broths Professorenfreundschaften in Kiel und Bonn berichtet und wahrhaft Raubfische Befallen aufmarschieren läßt.

Es ist überhaupt ein Kennzeichen dieser Dichterbiographie, daß sie gut erzählt ist. Das hängt nicht zum wenigsten damit zusammen, daß sie einen großen Leserkreis im Auge hat, sich nicht in erster Linie an Fachgenossen wendet, denen sie freilich genug bietet. Manche Untersuchungen, die ein philologisch geschulter Literaturhistoriker bevorzugen würde, werden mit klugem Taktgefühl beiseite gelassen. Wir erhalten nicht etwa einen Abriß des plattdeutschen Schrifttums bis zum Auftreten Broths; wohl aber wird Broths Heimatverbundenheit und seine geistige Entwicklung schlicht und sorgsam geschildert und vortrefflich auseinandergesetzt, wie Broth dazu kam, den Duldorn zu schreiben, und wie die literarische und die politische Lage dem Erfolg des Buches günstig war. Namentlich die ruhige Darstellung der politischen Situation, des deutsch-dänischen Konflikts um die Mitte des 19. Jahrhunderts, wird man heute, wo der Kulturkampf in der Nordmark wieder entbrannt ist, mit besonderer Teilnahme lesen. Der betreffende Abschnitt in dieser Dichterbiographie kann geradezu zur Orientierung über Verhältnisse empfohlen werden, die noch heute nachwirken.

Zur Schilberung der letzten Jahrzehnte des Dichters war Seelig besonders berufen, da er von Kind auf mit der Brothschen Familie befreundet gewesen ist und den oft mißverstandenen und verurteilten Alten aus nahem Verkehr gekannt hat. Man gewinnt den Eindruck, daß dem Dichter doch noch ein freundlicher Lebensabend beschieden war, als diesach angenommen wird, und daß er noch blühenden Jahren, als auch sein Dichten in Vergessenheit zu geraten schien, seit Ende der achtziger Jahre der wieder steigenden Anerkennung sich noch mit vollem Bewußtsein freuen konnte. In diesen letzten Kapiteln, die leicht hätten zu Überschwang verlaufen können, beweist Seelig einen sichern Takt, der sehr für ihn einnimmt.

Ästhetische Auseinandersetzungen und Erörterungen findet man in dem Buche wenige. Seelig ist bestrebt, in das Wesen des Dichters und die treibenden Kräfte seines Dichtens, in die Grundgedanken und Grundgefühle seiner Dichtungen in einfacher Form, möglichst mit Broths eignen Worten, einzuführen. Auf diese Weise überzeugt er vielleicht nicht unbedingt von der Bedeutung seines alten Freundes, aber er regt den Leser dazu an, sich von neuem in die Werke Broths zu versenken, und weiß namentlich auch Teilnahme für die erzählenden Dichtungen zu erwecken, die noch immer um Anerkennung zu ringen haben. Es gibt keine bessere Einführung in Broths Dichtungen als diese gut und behaglich erzählte Lebensgeschichte.

Eingefleht.

Morgenstern.

Frank Harris, Oscar Wilde. Eine Lebensbeichte. Berlin 1924, S. Fischer. 465 Seiten. Preis 5.— M.

Es ist längst nicht mehr Mode, Oscar Wildes Schaffen übermäßig zu preisen und sein Schicksal welchlich zu bekammern. Aber das Bedürfnis, seinen

Aufstieg und Sturz aus seinem Wesen heraus zu verstehen, ist jetzt stärker als vor einem Vierteljahrhundert, als der tiefe Fall eines glänzenden Talents, das jahrelang die Londoner Gesellschaft tyrannisiert hatte, die Öffentlichkeit Westeuropas aufschreckte. Woher die Sraufamkeit der Richter, die einen weltberühmten Literaten als Zuchthausstrafe wegen Verfehlungen verurteilte, die die Gesellschaft sonst gern vertuschte? Woher der Leichtsin, mit dem Wilde in den verhängnisvollen Prozeß hinein stolperte, trotz der Unfähigkeit, sich zu verteidigen, trotz des Unvermögens, sich nach überstandener Zuchthausstrafe aufzuraffen, wie erklärt sich der Untergang, der noch viel grauenhafter ist als die entsetzende Strafe? All das kann jetzt ruhiger, ernster erörtert werden als angesichts der Verurteilung und wenige Jahre darauf angesichts des jämmerlichen Todes. Und die Ergründung des Falles hat in mehr als einer Beziehung allgemeine Bedeutung. Selbstverständlich wird Wildes Schicksal auf lange Zeit hinaus immer tiefer herangezogen werden, solange die Frage zur Debatte steht, wie sich die Gesellschaft zur Homosexualität und ihren Äußerungen zu stellen hat. Aber darüber hinaus wird den Fall immer tiefer der Soziologie beachten, der untersucht, wie die öffentliche Meinung aufgepeitscht werden, wie sie eine Macht gewinnen kann, die auch die Rechtsprechung unterjocht. Auch in jeder tiefer eindringenden Sittengeschichte Englands werden Wildes Prozeß und seine gesellschaftlichen Hintergründe eine Rolle spielen. Und endlich wird die Psychologie des Künstlers hier einen Stoff finden, der reiche Ausbeute gewährt; denn wer darlegen will, wie der Ästhet, der Snob, auf der einen Seite blenden, bezaubern, tyrannisieren kann, wie er auf der anderen Seite im Kampfe mit gesellschaftlichen und städtischen Mächten zusammenbricht und zusammenbrechen muß, der braucht nur die Grundzüge von Wildes Leben aufzudecken.

Es ist das große Verdienst des amerikanischen Schriftstellers Frank Harris, Wildes Leben aus genauer Kenntnis heraus zum erstenmal so dargestellt zu haben, daß seine vielfache Bedeutungsfülle zutage tritt. Er war aus besonderem Grunde berufen, diese Aufgabe zu lösen. Eine Kampfnatur durch und durch, in der Bewertung des künstlerischen Schaffens von Wilde grundsätzlich abweisend, seinen krankhaften Neigungen fernstehend, hat er sein formales Talent von Anfang an geschenkt und ihm, aus seiner tiefen Neigung zum Wesensdurchsieben heraus, auch aus Haß gegen gesellschaftliche Heuchelei, seine treue Freundschaft bis zum Tode bewahrt. Daraus erklärt sich, daß er auf der einen Seite von der Leidenschaft, Wilde gerecht zu werden, geradezu besessen ist, auf der anderen Seite aber die Schwächen des Künstlers und Menschen Wilde mit einer Rücksichtslosigkeit aufdeckt, wie es bisher noch nie geschehen ist; namentlich ist noch nie so viel über das Verkommen Wildes nach der Entlassung aus dem Zuchthaus dargestellt worden.

Natürlich gehört das Buch nur in die Hände reifer Leser und, was besonders betont sein mag, nicht nur in die Hände von Lesern, die literarische Interessen haben. Da demnachst Wildes *De profundis* unverfälscht in deutscher Ausgabe erscheinen soll, genannt Harris' Buch, das gerade diese Schrift richtig verstehen lehrt, noch besondere Bedeutung.

Eingestellt.

Morgenstern.

Oscar Wilde, *Epistola in carcere et vinculis*. Deutsch von Max Meherfeld. Berlin 1925, S. Fischer. III, 183 Seiten. Preis 7.50 M.

Als 1905 aus dem Nachlaß Oscar Wildes die *Epistola De profundis* erschien, wurde als das Erschütterndste im Leben des unglückseligen Dichters empfunden, daß er im Verlauf seiner Gefängniszeit eine innere Wandlung durchgemacht hatte, die nach dichterischem Ausdruck verlangte, und daß ihm dann nach überstandener Paß das Vermögen zu neuem Schaffen fehlte. Es entstand der Glaube, die Paß habe seine Schaffenskraft gebrochen, ihn um die Vollendung seines Wesens gebracht. Wie wissen jetzt, daß dieser Glaube falsch war. Nicht an den Folgen der Paß ist Wilde zugrunde gegangen, sondern daran, daß er nach kurzem Widerstreben tiefer in die Gewalt jener Leidenschaft geriet, die ihn ins Verderben gelockt hatte. Und wie wissen auch, daß jener Glaube durch eine Fälschung erzeugt wurde, die freilich Wildes treuester Freund in böster Absicht vorgenommen

hatte. Jene Beichte De profundis waren aneinandergerollte Bruchstücke aus einem langen Schreiben, das Wilhe zwei Monate vor der Entlassung aus dem Zuchthaus an jenen jungen Lord Douglas richtete, der ihn in den seine bürgerliche Achtung herbeiführenden Prozeß hineinsetzte. Diese an „Boske“ gerichtete Epistola in carcere et vinculis, dieser Brief in Haft und Banden, wird nun jetzt endlich in vollem Umfange veröffentlicht, und jetzt sehen wir, daß er nicht nur eine Beichte war, sondern zugleich eine Abrechnung und Anklage, ein Versuch Wilhes, sich endgültig aus einem Verhältnis herauszuretten, das ihn in den Schmutz herabgezogen, seine Schaffenskraft gelähmt, die Vernichtung seiner bürgerlichen Existenz herbeigeführt hatte. Wir kennen Geschichten von reifen Männern, die eine Leidenschaft zu launischen, amorösen, gleichenden, herzlosen Lügensdamen ins Verderben stürzt, sozial unmöglich macht; Wilhes Schicksal wurde, daß er in die Gewalt eines ähnlich gearteten Mannes geriet, der nicht minder strupellos ihn verbrauchte, als eine Dime. Das ist die Erkenntnis, die wir heute aus der Epistola ableiten. Und auch auf dies beruht das jetzt in vollem Umfang veröffentlichte Schreiben vor, daß der Dichter sich von dem Einfluß nicht befreien konnte, den er abschütteln wollte. Denn aus diesem mit großem Aufwand an schönen Gedanken und Worten komponierten Schreiben spricht offenkundig geheime Angst.

War der früher unter dem Titel De profundis veröffentlichte Auszug aus dem Briefe ein erschütterndes Lebensdokument, so ist es die nun vollständig veröffentlichte Epistola nicht minder, aber von anderer Art, das Bild des jetzt willig „geläuterten“ Wilhe verschwindet, und an seine Stelle tritt das des mit all seinen blendenden geistigen Gaben sich im Zuchthaus redlich gegen perverste Regungen wehrenden überreifen Ästheten, der, kaum in Freiheit gesetzt, seinem Verhängnis von neuem und endgültig verfällt.

Wie des Dichters Leben nach der Entlassung aus dem Zuchthaus verlief, kann man in dem Lebensbild nachlesen, das der tapfere Frank Harris von seinem Freunde entworfen hat.

De profundis ist nun aus dem Bücherbestand zu entfernen und durch die Epistola zu ersetzen.

Eingestellt.

Morgenstern.

*

Albert Rißter, Faust eine Weltichtung. München 1924, Verlag für Kulturpolitik. 44 Seiten. Preis kart. 1.60 M.

Als im Jahre 1921 dem im vorigen Jahre verstorbenen Leipziger Literaturhistoriker Albert Rißter die Aufgabe gestellt wurde, über Goethes Faust in dreiviertelstündigem Vortrag zu sprechen, kam ihm der Gedanke, zusammenfassend, ohne sich auf Einzelheiten einzulassen, das Wesentliche der Ergebnisse darzulegen, die die Forschung über das Werden der Dichtung zutage gefördert hat. Das Wesentliche aber fehlen ihm, daß wie nun erkennen können, wie sich dem Dichter allmählich der Gehalt seines Wertes erteilte. Erst umfaßt er das individuell gestaltete Schicksal des Titanen, dann das eines jeden groß und edel veranlagten, schöpferisch begabten Menschen, und daraus ergibt sich, daß sich nun Faust der Weg zur Erlösung erschließen muß. Auf diesem Weg wird der erste Ruhezpunkt in der Helenaepisode erreicht, an die das symbolische Erleben der Erlösung hätte anknüpfen können, das aber dann nur für den von künstlerischem Verlangen befeuert Menschen des achtzehnten Jahrhunderts genügt hätte, endlich aber der Gipfel erklimmen, der die Erlösung an die Arbeit für kommende Geschlechter knüpft und die Gestalt des Faust über den Dichter und seine Zeit erhebt; am Ende der Tragödie spricht Goethe „nicht mehr beikend im eignen Namen, sondern als Wortführer der ganzen Menschheit und zu der fernsten Zukunft“.

Das wird mit der Klarheit dargelegt, die Rißter stets ausgezeichnet hat, und mit der akademischen Seriosität, deren Meister er war. Der Vortrag kann als Einführung in die Welt der Faustprobleme gute Dienste leisten und über die Kreise der Akademiker hinaus wirken.

Eingestellt.

Morgenstern.

*

Joseph Papesch, Das Fegfeuer des deutschen Theaters.
Dessau 1925, Karl Rauch. 93 Seiten. Preis 2.50 M.

Diese sehr temperamentsvolle, gelegentlich fastig grobe Schrift hat das Verdienst, daß sie die Krisis des deutschen Theaters aus dem Zustand der modernen dramatischen Produktion (diese wieder aus dem geistigen Zustand des Volkes) erklärt und die endgültige Rettung des Theaters als eines Kulturinstitutes darin erblickt, daß es wieder einem wertvollen zeitgenössischen Drama zu dienen hat, das nicht aus den Händen der Illusionsdilettanten kommen kann, die heute herrschen. Die Kennzeichnung der heute von den Zeitungsfüllletons angepriesenen Dramatik und des ganzen Kunstgeschäftes vergeistigt sich wohl gelegentlich im Ausdruck, ist aber gesundem Gefühl entsprungen, größtenteils schlagend richtig und geht die gesamte Volksbildungsarbeit an. Es ist besonders wertvoll, daß die Schrift von einem dem Theater nahestehenden Manne kommt, der über eine ausgebreitete Kenntnis der modernen dramatischen Literatur verfügt und trotz allem die Liebe zum Theater nicht verloren hat.

Eingestellt.

Morgenstern.

Kleine Mitteilungen.

Die vorstehend besprochenen Werke, die am Schluß der Besprechung den Vermerk „Eingestellt“ tragen, liegen auf dem Lager des Einkaufshauses für Volksbüchereien und können von diesem in kürzester Zeit geliefert werden. — Die Zentralbuchbinderei der Zentralstelle bindet die Werke in einen gebogenen Ganzdermatolband zu einem sehr mäßigen Preis. Adresse des Einkaufshauses und der Zentralbuchbinderei: Leipzig-Gohlis, Richterstraße 8.

*

Die angegebenen Preise beruhen auf direkten Angaben der Verleger. Sie beziehen sich, wenn nichts anderes bemerkt ist, auf broschurierte Exemplare. Unter „gebunden“ ist der Originaleinband des Verlegers zu verstehen: Werke, die diesen Vermerk tragen, kommen nur im Originaleinband in den Buchhandel.

*

Sächsishe Volksbildungsarbeit

Die Veranstaltungen der Landesstelle für freies Volksbildungswesen im Sächsischen Ministerium für Volksbildung im Jahre 1925.

1. Volkshochschulwochen. Es werden dem Wunsche der Teilnehmer an der Reichlicher Volkshochschulwoche im Jahre 1924 entsprechend dieses Jahr zwei Volkshochschulwochen anberaumt:

1. Die erste wird vom 12.—19. Juli in Auerbach i. Vogtl. abgehalten werden. Es sind folgende Arbeitsgemeinschaften geplant:

1. Dr. Fritz Rappahn — Dresden: Kulturwille und Kulturorganisation.
2. Dr. Adolf Reichwein — Jena: Wirtschaftskritik und Wirtschaftsgestaltung.
3. Dr. Herbert Schaller — Leipzig: Jugend und Sittlichkeit.

2. Die zweite Volkshochschulwoche wird vom 9.—16. August auf der Burg Hohnstein (Sächs. Schweiz) stattfinden. Arbeitsgemeinschaften:

1. Dr. Friedrich W. Söpler — Dresden: Das Mikroskop im Dienste der Biologie. Eine mikroskopische Arbeitsgemeinschaft.
2. Dr. Paul Hermberg — Leipzig: Was ist Wirtschaft?
3. Dr. Herbert Schaller — Leipzig: Jugend und Kultur.

II. Lehrgänge für Volkshochschullehrer finden 1925 ebenfalls zwei statt:

1. Der erste vom 10.-13. Juni zu Frankenberg a. d. Saale. Das allgemeine Thema lautet:

„Die soziologischen Grundlagen der Volkshochschularbeit.“

Es werden u. a. sprechen Dr. Hermberg — Leipzig, Dr. Walter Hofmann — Leipzig, Dr. Reichwein — Jena.

2. Der zweite wird in Leipzig voraussichtlich vom 28. September bis 1. Oktober abgehalten werden. Allgemeines Thema:

„Das Problem des Studienplanes in der Volkshochschule.“

III. Der Lehrgang für Volksbibliothekare findet 1925 wiederum in Leipzig, und zwar in der Zeit vom 2.-11. Juli statt.

Führung und Ausgestaltung des Lehrgangs sind der Unterrichtsabteilung der Deutschen Zentralstelle für volkstümliches Büchereitwesen übertragen.

Zur Beachtung.

Die Deutsche Zentralstelle für volkstümliches Büchereitwesen ist ab 1. Juni in das Gebäude der in Einrichtung befindlichen 3. Leipziger Städtischen Bücherhalle verlegt.

Die neue Anschrift lautet:

Leipzig-Bohls, Richterstraße 8.

Das Einkaufshaus für Volksbüchereien verbleibt zunächst in den bisherigen Räumen und wird erst im Laufe des Sommers (Ende Juli) nach dem neuen Gebäude übersiedeln.

Die Hauptverwaltung der Städtischen Bücherhallen zu Leipzig befindet sich ebenfalls ab 1. Juni in Leipzig-Bohls, Richterstraße 8. Wir bitten, um Verzögerungen zu vermeiden, alle Zusendungen an die neue Anschrift

Leipzig-Bohls, Richterstraße 8

gelangen zu lassen.

Deutsche Zentralstelle für volkstümliches Büchereitwesen.

Dieses Heft enthält Beiträge von folgenden Mitarbeitern der Städtischen Bücherhallen zu Leipzig: Peter Sultmann, Dr. Gustav Dröschner, Johannes Ernst, Elise Hofmann-Bosse, Walter Hofmann, Karl Köster, Dr. Gustav Morgenstern, Margarethe Schlesinger, Dr. Rudolf Wille.

Eigentümer, Herausgeber und Verleger: Österreichischer Bundesverlag, Wien, I., Schmarzenbergstraße 6. — Verantwortlicher Schriftleiter: Univ. Dozent Dr. Heinz Kindermann, Wien, I., Minoritenplatz 5. — Druck der Österreichischen Staatsdruckerei in Wien. 4760 25